germanische Wesenszüge zeigen, in der Dichtung Goethes und Hölderlins sind Vorgänge, die bei der Frage nach dem Verhältnis zwischen Germanentum und Deutschtum die größte Bedeutung haben. Für diesen Wandel der Kunstformen wird die vorliegende schlichte Darstellung der deutschen Metrik das Verständnis wecken helfen.

Siegfried Gutenbrunner

Die Reden des Führers nach der Machtübernahme. Eine Bibliographie. II. Beiheft der NS.-Bibliographie. Zentral-Verlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Berlin.

Wie das in dem großen Werk „Mein Kampf" niedergelegte politische Grundbekenntnis des Führers längst zum Volksbuch der Deutschen geworden und sein Inhalt den Charakter einer allgemeinen geistigen Grundlage des Nationalsozialismus als Weltanschauung und der nationalsozialistischen Politik als ihrer Bewährung im Alltag gewonnen hat, so sind die großen Reden, die Adolf Hitler nach der Machtübernahme hielt, als eine Verlängerung des gewaltigen geistigen Armes anzusehen, mit dem der große Ideenträger und Volksführer seine Gefolgschaft hält und lenkt. Wer die Geschichte unseres Volkes in diesen Jahren nach 1933 studieren oder auch nur erleben will, muß dabei in erster Linie auf die Führer-Reden zurückgreifen. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß, bevor diese einmal dokumentarisch festgehalten und gesammelt herausgegeben werden, ein Verzeichnis erscheint, das diese Sammelarbeit im Kern vorwegnimmt und durch Hinzufügung von Kernsätzen und Quellenangaben bereits eine schöne Verwendbarkeit sichert. Die eben erschienene Bibliographie „Die Reden des Führers nach der Machtübernahme", bearbeitet von Jürgen Soenke, wird daher allgemeinem Beifall begegnen. Sie ist klar gegliedert, das Verzeichnis ist nach Jahren eingeteilt, jeweils ist die Quelle angegeben. Die Kernsätze unterrichten über den wesentlichen Inhalt. Selbst die Reden des letzten Jahres sind bis zur Rede in Wilhelmshaven vom 1. April 1939 erfaßt. Ein Personen- und Sachregister vervollständigt diese aus der Tätigkeit der Parteiamtlichen Prüfungskommission erwachsene nützliche Arbeit, die wohl bald zu dem unersetzlichen Bestand der politischen Handbücher gehören wird.

Friedhelm Kaiser

Zwiesprache

Von den **Gräbern germanischer Führer** und Streiter **in fremder Erde**, deren wir am Heldengedenktag gedacht haben, erzählt der Leitaufsatz dieses Heftes. Mehr als ein Jahrtausend umfassen die deutschen Heldenmäler in der Fremde, die von der großen Völkerwanderung bis zum Großen Kriege heiligste Denkmäler germanisch-deutscher Geschichte sind. — Ein Aufsatz von Volkmar Kellermann berichtet über eins der wichtigsten Sinnbilder unserer Ahnen; er bringt **die Überlieferung vom Hirsch** in Bild und Sage in Einklang und führt so zu einer Sinndeutung uralter Überlieferungen. — Eine wichtige Frage der germanischen Wehrgeschichte, die Nachrichtenübermittlung durch **Hörzeichen von Berg zu Berg**, untersucht Hans J. Moser, der aus heute noch bestehender Überlieferung Wichtiges zur Lösung dieser Frage beiträgt. — Von einer ϟϟ-Grabung an der **Steinzeitfestung Altheim** bei Landshut gibt K. H. Wagner einen Vorbericht, der die Bedeutsamkeit dieser Siedlung für unsere Vorgeschichte erkennen läßt. — Durch das schnelle Eingreifen der Wissenschaft konnten noch im August 1939 die Spuren eines **früh-semnonischen Hauses** in **Berlin-Zehlendorf** geborgen werden, worüber Walter Kropf einen Bericht gibt. — Zu der wichtigen Frage der **Versatanung germanischer Götter** in christlicher Zeit weiß Edmund Weber überzeugend darzulegen, daß es die germanische Vorstellung von dem gütigen und helfenden Gott ist, die heute noch ungebrochen in unserer Sagen- und Märchenüberlieferung fortlebt. — Die **Fundgrube** bringt kleinere Beiträge zu Fragen der Germanenkunde und der deutschen Volkskunde.

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Anzeigenleiter: Hans Boehm, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7—11. Druck: Georg Koenig, Berlin C 2.



Heft 5 1940 Mai

Deutsches Kriegertum

Von Ernst Moritz Arndt

Wir sind ein unsterbliches Volk in der Geschichte, und wenn wir untergehen — was Gott verhüte und das Eisen unserer Kinder! —, so wird ein glänzender Lichtstreif des Ruhms wie ein Blitzstrahl unserer herabsinkenden Leiche nachleuchten.

Germanen, welch ein Name und welch ein Volk! Es leben noch viele davon; wir dürfen allein nicht stolz darauf sein. Die Skandinavier auf den Inseln und Halbinseln, die meisten Briten, die Franzosen, die Spanier, die Italiener — alle die ersten, gebildetsten und schönsten Nationen Europens stammen davon oder sind doch damit gemischt. Aber wir Männer der deutschen Zunge zwischen den Alpen, dem Rhein, der Weichsel und der Nordsee, wir bewohnen das alte Land der Germanen, wir sprechen ihre Sprache. Hier war Germanien; ich sollte sagen, hier war auch Germanien: denn das große Volk saß von dem Don und dem Mäotischen Pfuhl bis zur Schelde und Donau. Wäre hier am Rhein und an der Elbe und Donau nicht glorreich gefochten zuerst, so hätten wohl die Späteren des fünften, sechsten Jahrhunderts schimpflich gedient zuletzt. An der Schlacht im Teutoburger Walde hing das Schicksal der Welt, darum ist Hermann Weltname geworden; er ist nicht bloß etwas Poetisches für uns, etwas bloß durch das graue Altertum und den Wahn der wachsenden Zeitenlänge Geheiligtes, nein, er ist etwas Ewiges und Wirkliches, weil wir noch durch ihn sind, weil ohne ihn vielleicht seit sechzehnhundert Jahren hier kein Deutsch mehr gesprochen sein würde. Welch ein Kampf eines kleinen Haufen, der Völkchen zwischen der Elbe, dem Rhein, dem Harz und den thüringischen und fränkischen Bergen gegen den römischen Koloß! Der Koloß drückte, von gewaltigen und herrlichen Männern, von Drusus und Germanicus bewegt, aber mehr als einmal ward er zerschmettert über den Rhein zurückgeworfen. Die Römer arbeiteten mit List, wo Tapferkeit nichts vermochte, mit Schmeicheleien, Verführungen, Titeln und Bestechungen, wo sie in Schlachten unglücklich waren; sie suchten durch Anzettelungen und Ränke zu verderben, die zwischen Sieg und Tod keine Wahl kannten. Aber sie schwächten nur, zerstören konnten sie nicht; Tugend war gewaltiger als List. Der schlaue und weitblickende Tiberius brauchte alle Künste, die er verstand, das Volk mußte sich untereinander morden, Hermann führte gegen Marbod, die Fürsten fanden beide ihr Verderben, aber das Volk bestand. Deutsche, vergesset Hermann nicht; flehet

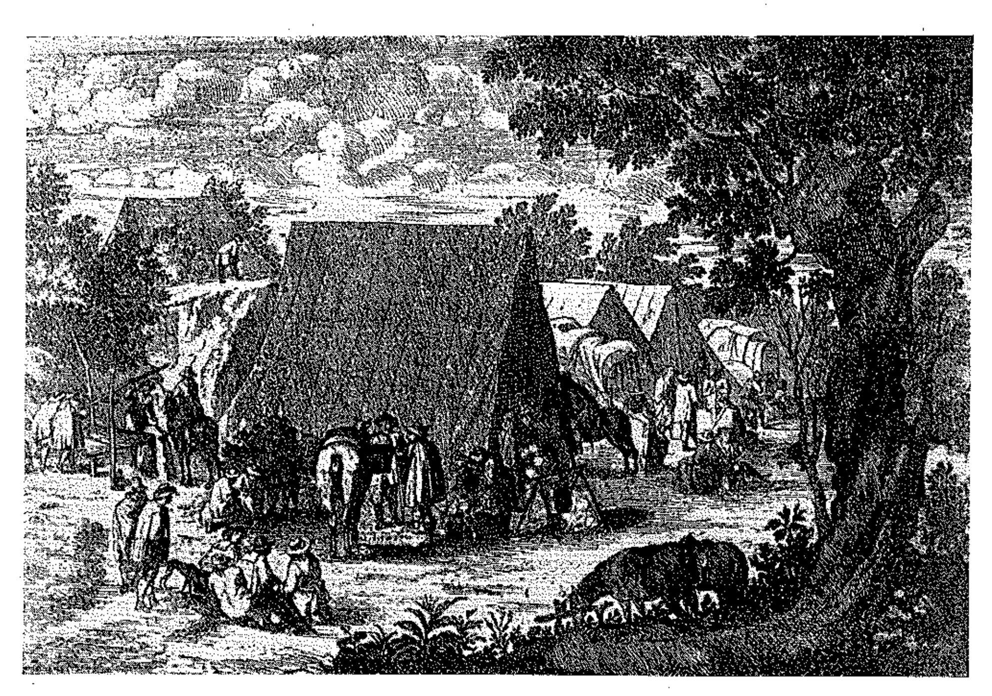
die Vorsehung an um einen solchen Mann und Befreier, weist eure Mitwelt und Nachwelt darauf hin, und er wird kommen, und ihr werdet e i n Volk sein und ein freies, starkes Volk.

Freunde, ihr wisset, wie die Germanen der folgenden Jahrhunderte schlugen, wie sie endlich den römischen Staat zertrümmerten und viele neue Staaten erschufen. Goten, Alemannen, Burgunder, Franken, Lombarden fochten wie Cherusker, Chatten, Sueven und Markomannen weiland und stifteten Reiche. Ihr wisset, wie wir unter den ersten Karolingern ein eigenes Volk wurden und den Namen Alemannen und Deutsche erhielten. Vom zehnten bis fünfzehnten Jahrhundert waren wir das mächtigste Volk Europens, blieben es durch Wahn noch ein Jahrhundert; dann stärkten die andern sich durch Einheit der Regierung und Verfassung, wir schwächten uns durch Zerstückelung und Zwietracht, haben uns selbst zuerst verdorben und dürfen nicht klagen, daß Fremde die Arbeit vollendeten. Uns gehörte der Vogler, unsere waren die Salier und Hohenstaufen, unser war die zusammenbindende Tugend des ersten Habsburgers, unser Ludwig des Bayern Standhaftigkeit und Edelmut; Moritz von Sachsen war unser und Bernhard von Weimar, unser der Größte: Wallenstein. Tell und Winkelried, Wilhelm und Moritz von Nassau, Ruyter und Oldenbarneveld, eure Tode, eure Tugenden, die Tage bei Sempach und Murten, der Siegesmarsch nach Innsbruck, die Wellenfreiheit zwischen der Maas und Ems — sie waren deutsch; und der Marschall von Sachsen und Schwerin und sein Tod und der einzige Friedrich und sein unsterbliches Leben — wer will sie uns nehmen? Und neben diesen Höchsten und Glänzendsten wie viele Tugenden und Größen, wie viele Taten und Worte, der Unsterblichkeit würdig, von Männern und Bürgern! Denkt an Heinrichs IV. dreißigjährigen Kampf und die durch kein Unglück ermattete Herrscherseele; denkt an Leopolds von Österreich edlen Tod und an Friedrichs von Österreich Bruderlager; denkt an Friedrich den Weisen, an Johann Friedrichs von Sachsen und Philipps von Hessen Stolz und Ungebrochenheit — und denkt, wenn ihr Altes mit Neuem vergleichen wollt, an Ferdinand II. und Max von Bayern, die immer wieder aufrechtstanden, weil sie sich nicht niedergeworfen glaubten; denkt endlich noch einmal an den großen König, den ich oben nannte, durch Majestät über alles Unglück erhaben, entschlossen, sich durch freien Tod zu retten, wenn es ihn überwältigt hätte, und sollen die beiden Friedrich Wilhelm, soll Ernst der Weise nicht genannt werden? Keine Hoheit und Tugend hat uns je gefehlt, jetzt sehnen wir uns danach. Aber sollen wir verzweifeln, daß es keine Denkmäler von Roßbach und Höchstädt, keine Tage von Murten und vom Lechstrom mehr geben wird?

Was nenne ich nur diese Namen und diese Dinge? Haben wir nicht anderes, wessen wir uns rühmen können? Wir haben es; aber diese sind die ersten. Das Leben ist kein ewiger Krieg und soll es nicht sein, aber es ist Kampf und Ringen und wird und muß es bleiben, wenn wir nicht einschlafen wollen. Wodurch das Haus beherrscht wird, wodurch das Weib züchtig, der Sohn gehorsam, die Tochter sittlich ist; die männliche Würde, das stolze Herz, das den Tod lieber hat als schlechten Dienst; der Trotz, der sich in die Schwerter stürzt, im Vertrauen, daß die Enkel sein Erkühnen ehren und nachahmen werden; der Grimm über Schändung der Weiber und Beschimpfung der Männer, der zu blutiger Rache auflodert: kurz, die höchste Männerkraft, welche verteidigen und rächen kann, sie allein ist es, welche Völker herrlich und Menschen groß macht. Dies ist nicht das Herrlichste selbst, aber der Grund alles Herrlichsten, mit welchem es rettungslos zusammenstürzt, um nie wieder aufzustehen. Nur hierdurch können stillere Tugenden blühen und wirken, darum nenne ich sie nach diesen ersten Männern und Dingen.

Ich habe nie etwas andres geraten, als uns auf die eigne und die im Fall des Krieges von uns aufzubietende nationale Kraft Deutschlands zu verlassen.

Otto von Bismarck



Feldlager aus der Zeit des Prinzen Eugen — Aufn. Lohmann
Kupfer von Brenner nach Heege. Nürnberg, German. Museum

Lebensgeschichten deutscher Soldatenlieder

III.
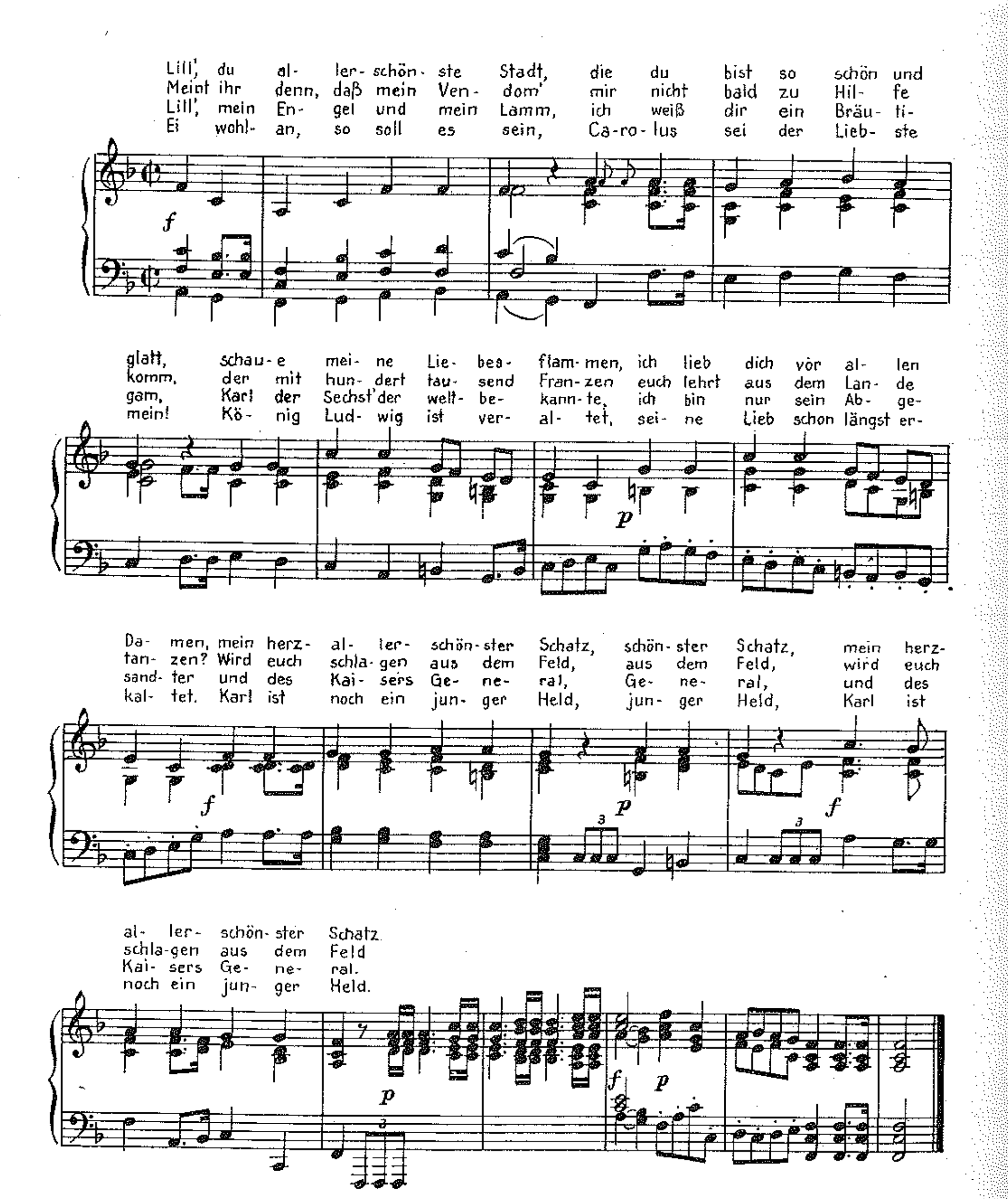
Prinz Eugen im Liede

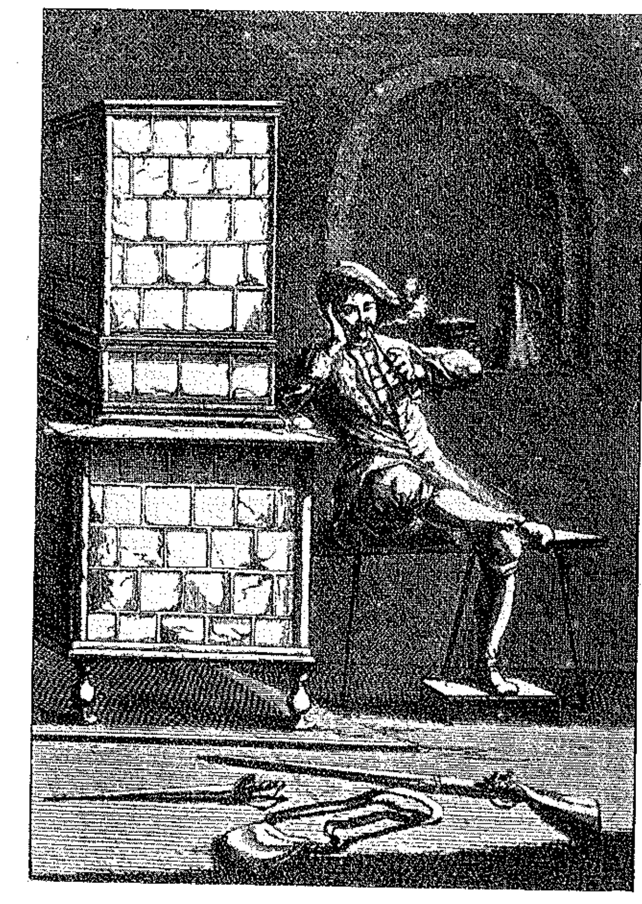
Von Hans Joachim Moser

Seit den deutschen Landsknechtsführern der Reformationszeit hat kein Feldherr im Soldatenlied so tiefe Spuren hinterlassen wie der Savoyer Prinz Eugen, den der Sonnenkönig als jungen, bei ihm Dienst suchenden Mann wegen „Unansehnlichkeit“ spöttisch weggeschickt hatte, und der dann als kaiserlicher Feldmarschall ebenso zum Schrecken der Franzosen wie der Türken geworden ist. Gewiß finden sich auch einzelne deutsche Zeitungs- oder Soldatengesänge über Tilly, Wallenstein, den Reiterobersten Jan de Weert, aber gerade die mehreren Eugeniuslieder und das Weiterleben des bedeutendsten davon bis zum heutigen Tage sind ein sicheres Zeugnis für die besondere Durchschlagskraft, den Persönlichkeitszauber, der von diesem Lehrmeister Friedrichs des Großen ausgegangen sein muß; sie bilden ein nicht zu unterschätzendes volkhaft-imponderables Seitenstück zu seinen kritischen Wertungen seitens der Geschichtswissenschaft.

Das erste der Eugeniuslieder gehört zu einem alten und vielbeliebten Typ: dem des Gleichnisses zwischen der Belagerung einer Festung und dem Liebeswerben eines Bräutigams um die Braut. So hatte man schon Tillys Werben um Magdeburg besungen. Hier handelt es sich um P r i n z E u g e n v o r L i l l e 1708. Der Text findet sich schon auf einem fliegenden Blatt des 18. Jahrhunderts, das Achim v. Arnim gehörte. Die Melodie begegnet erstmals um 1720 in einem handschriftlichen Liederbuch zu einem lateinischen Studentenlied („Vivant omnes, hie et hae“), trägt hier aber schon den Hinweis auf den richtigen Text „Lille, du allerschönste Stadt“. Hundert Jahre später ist sie in besserer Fassung in der Sammlung „Fahnenlieder der

alten Zeit" veröffentlicht und auch zu Körners „Das Volk steht auf" (wenngleich etwas mühsam) geordnet worden. Es handelt sich — was die Taktierung beim Abdruck in Erks und Böhmes „Liederhort" nicht erkennen läßt, um eine Gavotte, die den „courtoysen" Inhalt trefflich unterstützt. Ich gebe, um den Reiz der Weise zu verdeutlichen, eine Klavierbegleitung dazu und kürze den Text so weit als möglich. Lustig vorzustellen, die kaiserlichen Konstabler hätten das nach glücklicher Eroberung der Festung so bei Bier und Wein miteinander humorvoll als Singtanz aufgeführt:





Aufn. Lohmann

Soldat aus der Zeit des Prinzen Eugen im Quartier

Kupferstich von Wolff. Nürnberg, German. Museum

Also Prinz Eugen als Brautwerber für Kaiser Karl den Sechsten, den Vater der nachmaligen Kaiserin Maria Theresia! Es ist reizvoll, sich zu vergegenwärtigen, daß also schon einmal deutsche Ostmärkertruppen siegreich in Französisch-Flandern gestanden haben.
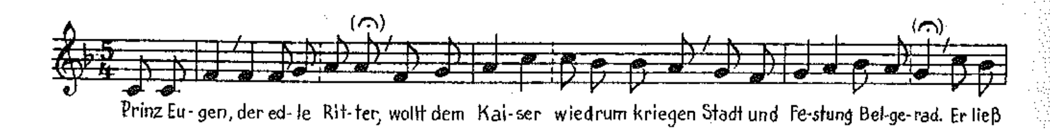
Das Hauptlied freilich ist und bleibt jenes über die Eroberung von Belgrad neun Jahre später: „Prinz Eugen, der edle Ritter". Mitgeteilt aus Volksmund hat zuerst Ludwig Erk Lied und Weise in seinen „Deutschen Volksliedern" 1838 ohne weitere Quellenangabe, also aus dem Volksmund, und zwar in der eigenartigen Gestalt des hier zwar keineswegs einmaligen, aber doch seltenen Fünfvierteltaktes (andere Beispiele bieten „Eine feste Burg" im Abgesang der Urfassung, und das bekannte „Es wollte sich einschleichen ein kühles Lüftelein"). Über Erks Taktstrichsetzung haben dann andere Volksliedsammler, wie Carl Ferdinand Becker in Leipzig 1849 und Friedrich Silcher in Tübingen 1860, andere Meinungen vertreten, die uns hier nicht zu kümmern brauchen.
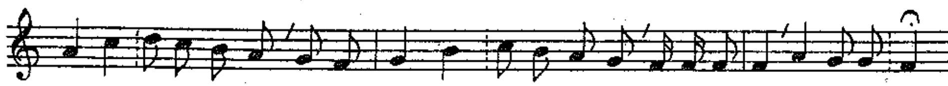
Nun hat vor einigen Jahren der Wiener Musikforscher Viktor Junk in den „Mitteilungen der Deutschen Akademie" in München die recht überraschende Meinung vertreten, die Melodie sei ein bayrischer „Zwiefaltiger", d. h. einer jener zwischen geradem und ungeradem Takt eigentümlich wechselnden Tänze, die man in den letzten Jahrzehnten zahlreich gesammelt hat. In der Tat hat er einen von diesen gefunden, der der „Prinz-Eugen"-Melodie sehr nahesteht, und hat daraus gefolgert, der Verfasser habe die Verse vor Belgrad einem von dem dortigen bayrischen Hilfskorps getanzten Zwiefaltigen unterlegt. Ohne diese Vermutung geradeswegs bekämpfen zu wollen, sei dazu immerhin einiges zu bedenken gegeben. Mag der betreffende Zwiefaltige auch alt sein, so ist nicht zu beweisen, daß er schon vor 1717 bestanden hat (es verschlägt dazu nichts, daß die Gattung als solche viele hundert Jahre zurückzureichen scheint — ich halte sogar schon das „Untarnslaf" des Münchs von Salzburg für dazugehörig, und das ist ein Stück aus dem 14. Jahrhundert). Zweitens haben wir kurz vorher ein Lied, das nach seiner Strophenform höchst wahrscheinlich bereits die Eugeniusmelodie benutzt hat, nämlich „Als Chursachsen das vernommen" (über die Türkenbelagerung 1683, also aus Prinz Eugens frühester österreichischer

Zeit); es steht in den „Bergliederlein" um 1700. Vermutlich ist sogar ein historisches Lied über den Feldzug gegen Frankreich von 1672 bereits so gesungen worden! Drittens schließlich: wie C. F. Becker schon 1860 gezeigt hat, hat die älteste Aufzeichnung der Weise, in der handschriftlichen Leipziger Sammlung „Rüstkammer auf der Harfe", keinerlei $^5/_4$-, sondern glatte $^3/_4$-Takte! Es ist also ebenso gut, ja noch leichter, diese Entwicklungsgeschichte möglich: die $^3/_4$taktige Weise der Lieder von 1672 und 1683 ist 1717 auf das Belgradlied übergegangen, und dieses hat später den $^5/_4$-Takt angenommen — vielleicht mit unter dem Einfluß des Zwiefaltigen, wahrscheinlich aber ganz selbständig, so daß zwischen ihm und dem Junkschen Tanz (wie so oft im Volkslied) nur eine Zufallsähnlichkeit bestehen würde. Nicht unwesentlich, daß das Eugen-Lied noch mehrmals Absenker erlebt hat: 1809 ein Volkslied auf den Sieger von Aspern „Prinz Carolus, der edle Ritter", dann das Lied auf Scharnhorsts Tod „In dem wilden Kriegestanze brach die schönste Heldenlanze, Preußen, euer General" (von Schenkendorf), 1870 das ulkige „König Wilhelm saß ganz heiter" von Kreusler, dann 1914 einen von mir gedichteten Schwank „Kosakenstreiche", der mehrfach nachgedruckt worden ist, usw. Nun werde hier die Weise selbst in derjenigen Taktierung hergesetzt, die die richtigste sein dürfte. Entstanden zu denken ist der eigenartige Rhythmus (wenn man die Junksche Tanzableitung beiseite lassen will) am besten so, daß bei bänkelsängerisch emphatischem Vortrag aus dem gleichsilbigen Grundschema

Prinz Eu- gen, der ed- le Rit- ter

durch die übergesetzten Dehnungen richtige Fermatenverdopplungen oder Nebenbetonungen entstanden sind, die zum Dauerwechsel von $^3/_4$ und $^2/_4$, also $^5/_4$ geführt haben. Nämlich:

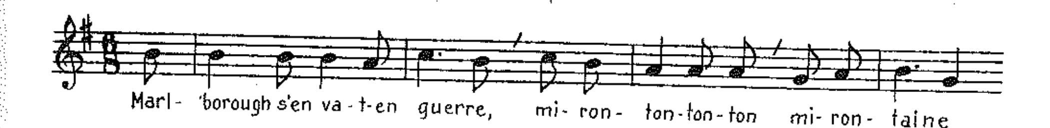




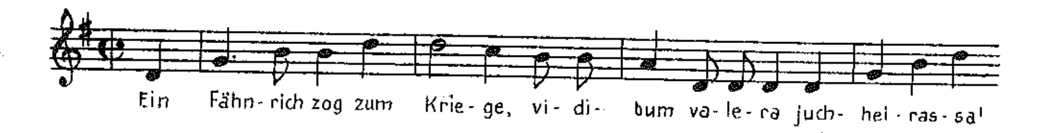
So hat auch der größte Musiker die Längen und Kürzen der Weise aufgefaßt, der sich u. W. mit ihr beschäftigt hat: Carl Loewe in seiner genialen Vertonung von Ferdinand Freiligraths hübscher Fantasie über die Entstehung des Liedes: „Zelte, Posten, Werdarufer, lust'ge Nacht am Donauufer". Wie Loewe da die Soldatenweise immer nur eben gerade aus einer Mittelstimme erlauschbar weiterführt, um sie selbst nur im kurzen Augenblick ihrer ausdrücklichen Nennung in die Oberstimme, an die Oberfläche des Tonsatzes gelangen zu lassen, das ist außerordentlich glücklich erdacht und gelungen. Schon diese Loewesche Ballade wird das Volkslied mit lebendig erhalten, falls es Gefahr laufen sollte, über die bloße Nachexistenz als Schullied hinweg zum Absterben zu gelangen.

In diesem Zusammenhang auch noch etwas über das „Malbrucklied" — hat man ja doch den nicht allzu ehrenwerten Urahnen Churchills Marlborough neben Prinz Eugen wie

Wellington neben Blücher stellen wollen. Zweifellos hat man im Anfang des 19. Jahrhunderts Spätformen des Marlboroughliedes auch bei uns auf dem Lande gesungen — trotzdem ist es **kein** deutsches Soldatenlied von 1709 (wo, nach der Schlacht bei Malplaquet, die er mit Prinz Eugen zusammen schlug, die irrige Nachricht von seinem Tode den Stoff zu dem Liede lieferte), als welches es bei Erk und Böhme eingeordnet steht. Als Volkslied entstand es dagegen in Frankreich und erlangte plötzlich 1785 sensationelle Berühmtheit dadurch, daß es eine nordfranzösische Bäuerin als Amme der Königsfamilie in Versailles sang. Durch Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes Entzücken wurde es mit dem Beginn:



zum europäischen Schlager, der als „Marlbruck zog aus zum Kriege, mirongtong" nach Deutschland drang und (laut Goethes „Italienischer Reise") die Leute bis nach Sizilien hinunter geradezu verfolgte. Jetzt erst sank es bei uns allmählich aus der städtischen Gesellschaft ab und gewann ländliches Heimatrecht, besonders in der Fassung, die der Zupfgeigenhansl bietet:



Gleichwohl kann es sich an Verbreitung und Bedeutsamkeit bei uns ebenso wenig mit unserem Eugen-Liede messen wie voreinst jener Churchill-Marlborough mit dem Prinzen Eugen selbst, dessen Namen nun eines unserer stolzesten neuen Kriegsschiffe trägt.



Infanterie zur Zeit des Prinzen Eugen — Aufn. Lohmann

Der Hirsch
Beiträge zur Erkenntnis eines Sinnbildes

Von Volkmar Kellermann

(Schluß)

2. Pflanze

Beim Abbruch des Kirchleins in Bergfelden auf der Schwäbischen Alb fanden sich unter der Tünche Wandgemälde des 11. Jahrhunderts. Auf einem dieser Bilder ist eine merkwürdige Szene dargestellt[27]: „Man sieht, wie ein Reiter überfallen wird, indem ihn einer an den Haaren heranzieht und ein anderer zum Todesstreich ausholt; im Hintergrund ist ein Hirsch im Begriff, von einem Lilien- oder Irisstock einen Stengel abzubeißen."

Dieser Bericht führt uns zur Betrachtung der Verbindungen, die zwischen Hirsch und Pflanze bestehen. Eine große Anzahl von Hirschdarstellungen in der deutschen Volkskunst zeigt das Tier mit einem Dreiblatt oder einer Rübe im Maul[28]. Welche Bewandtnis es damit hat, ging schon aus dem Bericht der Hildegard hervor, den wir weiter oben wiedergaben. Es ist das heilsame Kraut, das Gesundheit bringt, und auch die Lauchformel auf den Brakteaten ist hier in Betracht zu ziehen. Dazu berichtet die Edda:

> Den Becher soll man segnen
> und vor Bösem sich schirmen,
> werfen Lauch in den Labetrank;
> dann bin ich gewiß,
> daß Böses dir nicht
> gemischt wird in den Met[29].
>
> Gehegt bist du Wölsi
> und gehütet wohl,
> in Linnen gehüllt
> und mit Lauch gestärkt[30].

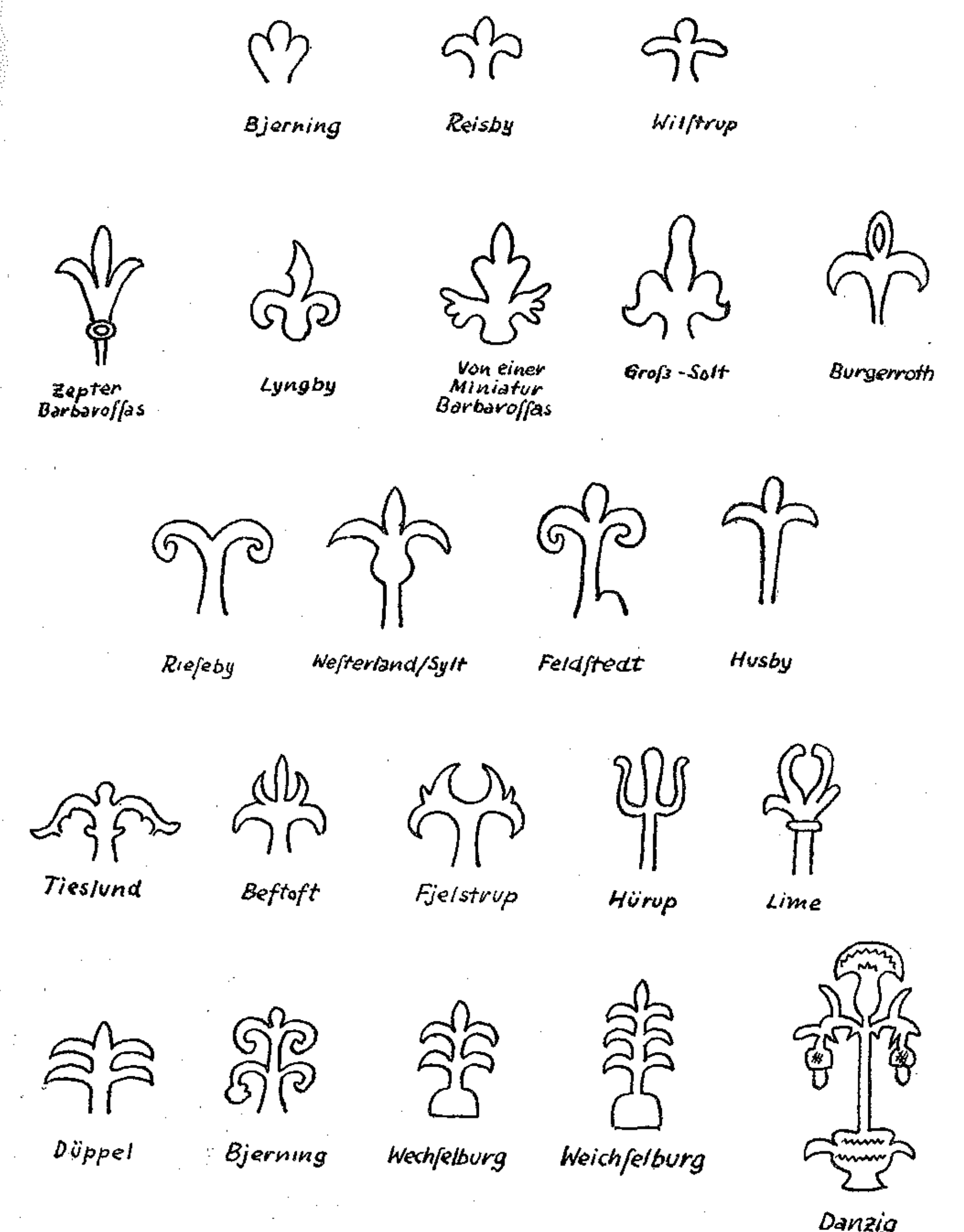
Die Pflanze ist also kein alltägliches Gewächs, sondern hat eine ganz bestimmte, segenbringende Bedeutung. Uns tritt sie besonders in der Form des Dreiblattes entgegen. Jung[31] hat sich mit diesem Bilde beschäftigt und ist der Ansicht, daß es sich um ein Lichtsinnbild handelt; er verweist hierbei auf W. Schultz, der den Dreiflamm als Darstellung der Mondphasen (links zunehmend, Mitte voll, rechts abnehmend) deutet. — Wir wollen hier einen anderen Weg gehen, bevor wir aber zum Schluß kommen, das Material betrachten, das uns zur Ausdeutung zur Verfügung steht.

Das Dreiblatt oder die Lilie erscheint auf einer großen Anzahl von Denkmälern, besonders häufig auf romanischen Taufsteinen, von denen eine Anzahl aus Schleswig-Holstein im Bilde vorgelegt ist[32]; und zwar in Zusammenhang mit Szenen, deren Ausdeutung auf „heidnischer" Grundlage erfolgen muß. Unsere Tafel zeigt eine Zusammenstellung solcher Dreiblätter

---

27) Losch: Der Hirsch als Totenführer, AfR. II, S. 261 ff. (Losch II).
28) Ida Mueller: Der Hirsch mit der Pflanze im Maul, Bayerischer Heimatschutz 25, S. 40—43.
29) Runenweisheit 3.
30) Wölsistrophen 1.
31) Germanische Götter und Helden, 2. Aufl., S. 481 ff.
32) Haupt a. a. O. — Genaue Zitate im Bildverzeichnis.

Das Dreiblatt



Aufn. Verfasser (1)

Abb. 12. Die Bilder stammen von romanischen Taufsteinen Schleswig-Holsteins, die Beispiele von Wechselburg aus einem Tympanon, von Danzig von einer Stuhllehne

(Abb. 12). Die erste Zeile zeigt die Lilie, wie sie vor allem auf den Bogenfeldern der Taufsteinsockel wiedergegeben ist, in der einfachen, stilisierten Dreiblattform. Die folgenden Darstellungen geben dann eine Ausschmückung, die manchmal stark an naturalistische Vorbilder erinnert. Weitere Bilder haben dann schon deutlich baumähnliches Aussehen, der Stiel ist verlängert und wird zum Stamm, wobei besonders in den Beispielen von Rieseby und Tieslund sich der Vergleich mit der „Irminsul" der Externsteine (Abb. 12, Tafel) aufdrängt. Endlich gibt die unterste Reihe deutlich Bilder von Bäumen wieder: diejenigen an dem Bogenfeld zu Wechselburg zeigen an ihrem Fuße Bildungen, die zum Gefäß, aus dem der Baum wächst (vgl. geschnitzte Stuhllehne aus Danzig) überzuleiten scheinen. Deutlich als Baum gekennzeichnet ist der Dreiflamm dann in der Tracht der Siebenbürgener Bauern. — Ebenso zeigen die Hirschgruppen aus dem Braunschweiger Dom zwischen sich das Dreiblatt als kleinen Eichenbaum (Abb. 15). Auch sonst ist der Hirsch häufig mit der Eiche in Verbindung gebracht: der Braunschweiger Bildteppich gibt Eichenranken als Umrahmung der dargestellten Szene wieder (Abb. 16), die deutlich aus den Mäulern der beiden sich zurückwendenden Hirsche herauswachsen. Die gleiche Eichenranke finden wir auf einer Nürnberger Messingschüssel (Abb. 17), hier allerdings ohne direkte Verbindung mit dem Hirsch, aber in klarer Bezogenheit auf ihn. Die übrigen Bildbeispiele zeigen Hirsch und Pflanze in mannigfachen Spielarten, wobei die Pflanze deutlich als Dreiblatt, zuweilen aber auch als Ranke wiedergegeben ist, und zwar finden wir durchgängig den springenden Hirsch (Abb. 18, 20, 21). — In der christlichen Terminologie ist das Dreiblatt zum Merkmal der Unschuld und der Unberührtheit geworden, also zu einem Sinnbild besonderer Art, dessen Deutung in gewisser Hinsicht mit der von uns gegebenen übereinstimmt (Abb. 22). Christus und Maria erscheinen öfters im Sinnbild des Hirsches (vgl. Losch I a. a. O. S. 153), auch die Sagen in der Art des hl. Hubertus sind hier einzuordnen. (Losch I a. a. O. S. 151 ff.) (Abb. 19.) Endlich noch einige Beispiele aus Volkskunde und Vorzeit, die ganz allgemein von der „Heiligkeit" des Hirsches handeln: die Felsbilder von Lillo Arendal: Hirsch zieht die Sonnenscheibe", Disåsen, Hirsch mit einer Art Kesselwagen, der Wagen von Strettweg (Steiermark) mit Darstellung eines Hirschopfers und das Allerseelengebäck (!) aus dem Innviertel.

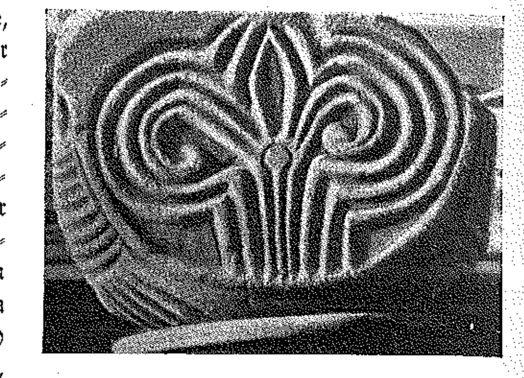


Abb. 13. Burg (Anhalt), Säulenkopf



Abb. 14. Kaiser Friedrich II.

3. Schlange

Die Brüder Grimm erzählen das Märchen von den drei Schlangenblättern[33]): im Verlauf der Geschichte wird eine Schlange getötet; darauf naht eine zweite mit drei grünen Blättern, mit denen sie die gestorbene wieder zum Leben erweckt. Es gelingt, der Schlange dieses „Dreiblatt" besonderer Art abzujagen, und wirklich bewähren sich die Blätter auch weiterhin und erwecken im Laufe der Erzählung noch zweimal tote Menschen wieder zum Leben. — Ähnliches erscheint, um nur ein weiteres Beispiel zu geben, auch in der dänischen Sage[34]).

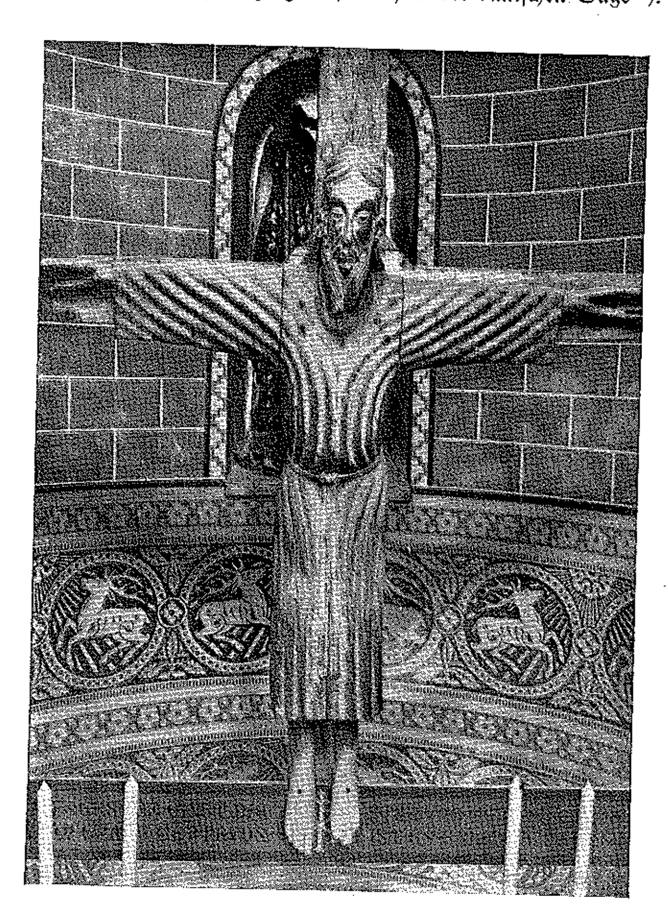


Abb. 15. Kruzifix aus dem Braunschweiger Dom
In der Apsis: Hirschfries

Damit ist eine klare Beziehung zum Hirsch gegeben, der, wie wir sahen, ebenfalls in enger Bindung zu der heilbringenden Pflanze, dem Dreiblatt, steht. Wir erinnern uns der Bildwerke auf dem Taufstein von Freudenstadt, der, wie der Brakteat von Skrydstrup, Dreiblatt, Hirsch und Schlange vereint zeigt. Die enge Zusammengehörigkeit und Einheit dieser drei Sinnbilder wird besonders betont in der bereits besprochenen St.-Georgs-Gruppe aus der Kirche in Burg auf Fehmarn. Daß Drache und Schlange ursprünglich im nordisch-germanischen Raum gleichzusetzen waren, geht schon aus dem Wort selbst hervor; im Altnordischen heißt der Drache nur selten dreki, sondern meist ormr = Schlange. Tatsächlich ist auch die Erscheinung des Drachen

[33]) KHM. Nr. 16.
[34]) E. T. Kristensen: Danske Sagen 6, 1309, 1304.



Abb. 16. Bildteppich aus Braunschweig (Szene aus der Margarethenlegende)

als solchen fremder, wahrscheinlich asiatischer Herkunft[35]), doch erfolgte bei der Christianisierung des Germanentums eine Umdeutung des Sinngehalts dieser Gestalt, und zwar werden die „dracones" dem Teufel gleichgesetzt. Als das böse Prinzip erscheint der Drache auch in der christlichen Legende des Mittelalters. Michael, der ältere Drachenkämpfer, ist seit dem 13. Jahrhundert durch die literarische Neubildung des St. Georg verdrängt, obwohl gerade die Gestalt des Michael, die starke Beziehungen zu Wodan und zum Heidentum aufweist, in diesem Zusammenhang aufschlußreich ist. Er ist der eigentliche Nachfolger der Drachenbezwinger Beowulf, Siegfried, Dietrich von Bern und Ragnar Lodbrok[36]). Der Drache als Schatzhüter, den er ausschließlich in der Sage darstellt, ist auf den germanischen Überlieferungskreis beschränkt.

Die Gestalt des Lanzenreiters und der Schlange finden sich häufig in der spätgermanischen Bildkunst. Ich erinnere an das Bild des Vendelhelms, des Hornhausener Reitersteins, das bekannte Felsbild in Hvitlycke, das einen Menschen in Abwehrstellung vor einer großen

[35]) L. Mackensen im Handwörterbuch d. dtsch. Aberglaubens, Stichwort: Drache.
[36]) Mackensen a. a. O.

Schlange zeigt, die alamannischen Totenbäume der Völkerwanderungszeit, auf deren First häufig eine doppelköpfige Schlange geschnitzt ist (Abb. 19), sowie an die Jupiter-Gigantensäulen, die vielleicht auch in diesem Zusammenhang zu rücken sind. Wenn die Schlange als Sinnbild der Mutter Erde zu denken ist, wie Hertlein nachzuweisen sucht[37]), so würde dies nur eine Bestätigung für die Deutung der Schlange als unsterbliche Lebensspenderin sein. Völlig überein stimmt hiermit die bekannte Erzählung von König Guntrams Traum, dessen unsterbliche Seele als Schlänglein aus seinem Munde herausgeht.

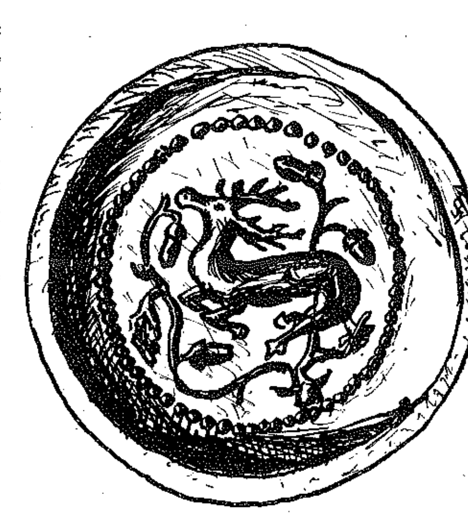


Abb. 17. Nürnberger Messingschüssel

4. Quelle

Auch zwischen dem lebenspendenden Wasser und dem Hirsch bestehen enge Bindungen. In der Edda[38]) wird berichtet, wie aus dem Geweih des Hirsches das Wasser in den Brunnen Hwergelmir fließt und den Weltenbaum tränkt; in mehreren Fällen berichtet uns besonders die norddeutsche Volkssage von diesen Beziehungen.

In Friedrichsberg bei Schleswig versiegte einst ein Brunnen. Ein Jäger, der an diesem Tag in den Wald ging, traf dort einen weißen Hirsch mit goldenem Geweih. Er hatte schon angelegt, setzte aber wieder ab und ließ das Tier ungestört von dannen ziehen. Am nächsten Morgen fand man das goldene Geweih neben dem Brunnen, der nun wieder sprudelte und seitdem der „Hirschhornbrunnen" heißt[39]). Entsprechendes finden wir in der Überlieferung vom hl. Eustachius-Hubertus. — Vielleicht ist der Brauch, silberne Hirschbilder an altchristlichen Taufsteinen anzubringen, mit dieser Tatsache in Verbindung zu setzen. Du Cange berichtet darüber[40]): Cervi argentei inter baptisteriorum ornamenta non semel occurrunt,

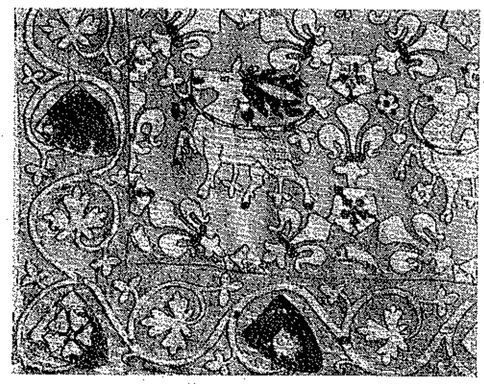


Abb. 18. Niedersächsischer Bilderteppich

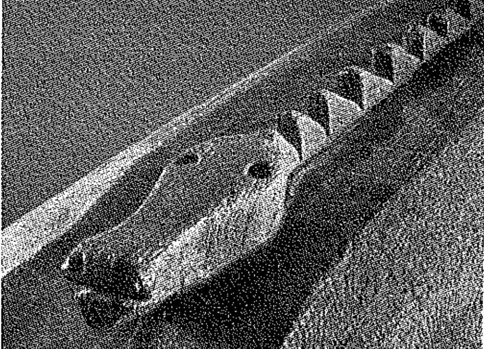


Abb. 19. Totenbaum von Zöbingen (Württemberg)

[37]) Hertlein: Die Jupiter-Gigantensäulen.
[38]) Grimnismal 26.
[39]) Müllenhoff: Schleswig-Holstein 138; weitere Beispiele bei Losch I a. a. O., S. 59—63.
[40]) Nach de Gubernatis a. a. O., S. 408, Anm. 1.
[41]) Zum Gold- und Silberhirsch vgl. Losch I a. a. O., S. 96—105, 118, 121, 166 ff.



Abb. 20. Backform aus Nauen (Osthavelland)

quo ad baptismum, quomodo cervus ad fontes aquarum, summo desiderio perveniendum esse monstraretur[41]).

Damit finden die hier besprochenen Gestalten ihren Anschluß an die Glaubensgruppen, die ich versucht habe, im Septemberheft dieser Zeitschrift (1939) herauszustellen.



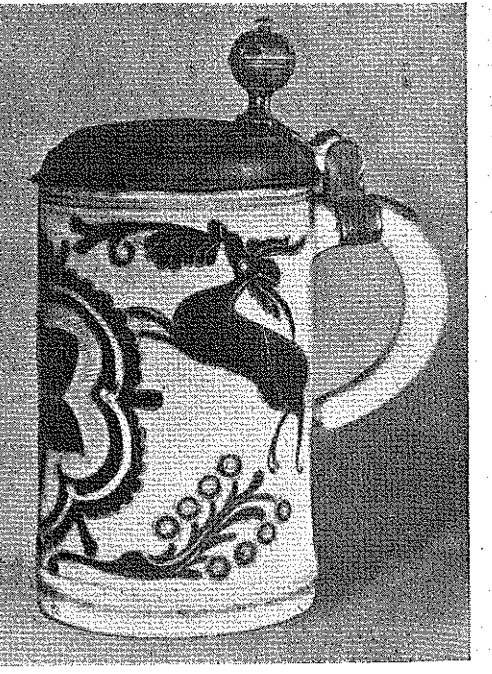


Abb. 21. Steinzeugkrug von 1761, Cottbus (Brandenburg), Mus. Cottbus

Nachtrag

Erst nach Abschluß der vorliegenden Arbeit wurde mir der Aufsatz von Ernst Burgstaller über die Gebildbrote der Vorweihnachtszeit in Oberdonau bekannt („Deutsche Volkskunde", Jg. 1939, S. 264 ff.), der noch wichtigen Stoff zu unserem Thema mitteilt. — Es wird berichtet, daß in den Nikolaus-Umzügen zuweilen Männer mit Hirschgeweihen auf den Köpfen mitlaufen, und daß die Habergais sogar manchmal mit einem Hirschgeweih ausgestattet erscheint. Hier wie in den dazugehörigen Gebildbroten der Weihnachtszeit gehen Hirsch und Habergais als Sinnbilder des gleichen Gedankens stark ineinander über. Im ganzen wird auch in diesem Zusammenhang deutlich, wie eng der Hirsch verbunden erscheint mit den Verkörperungen übersinnlicher Wesenheiten, besonders in den bedeutsamen Brauchtumskreisen am Jahresende. Wenn, wie B. berichtet, im Stodertal eine achtfüßige Habergais zu den Gehöften kommt, auf der ein Bursche mit langwallendem Mantel und breitem Hut reitet, der vor jedem Hof kräftig ins Horn stößt, so wird der Zusammenhang mit der Wilden Jagd besonders deutlich. Hier finden wir den Hirsch also in der gleichen Umgebung, die uns zur Erkenntnis seiner sinnbildlichen Bedeutung so wertvoll war: in enger Verbindung mit den Toten, die in den weihnachtlichen Umzügen als heil- und segenbringende Gestalten die Lebenden besuchen.



Abb. 22. Relief aus Brauweiler, 11 Jhdt. Köln, Wallraf-Richartz-Museum

Ergebnisse

Die Heilsgestalt des Hirsches findet sich in mannigfachen Verflechtungen und Beziehungen zu wichtigen anderen Sinnbildern (wie z. B. dem Sechsstern). — Der Hirsch ist einmal ein Sinnbild des Lebens — besonders deutlich in seiner Verbindung zur Schlange und zum Dreiblatt („Lebensbaum") — und gleichzeitig ein Führer zum Tode. Wie auch aus zahlreichen anderen Denkmälern der heidnischen Glaubenswelt deutlich wird, ist der Tod bei den Germanen nicht als ein endgültiger Abschluß des Daseins angesehen worden, sondern als Brücke zu einer gesteigerten Lebensform im Jenseits (der Außenwelt), das zum Diesseits in dauernder Beziehung steht. — Damit erscheint der Hirsch als ein göttliches Tier, und die Tatsache, daß wir ihn z. B. bei den Kelten in deren Götterhimmel als Hirschgott Cernunnos wie auch in der indoarischen Mythologie in ähnlicher göttlicher Umgebung wiederfinden, läßt uns seine Herkunft aus bereits indogermanischer Zeit erkennen. Damit soll auf die Möglichkeit, daß sich gewisse göttliche Gestalten aus älteren Tiersinnbildern herleiten, nur hingewiesen werden.

In Vorzeit und Gegenwart gilt der Hirsch gleichermaßen als „heilig"; wenn auch sicher bei seiner Abbildung durch den bäuerlichen Handwerker unserer Tage meist das Wissen um dessen eigentliche Sinndeutung verlorengegangen ist, so zeigt doch gerade die Wiederverwendung in der alten Form die Stärke und Treue der Volksüberlieferung.

Verfasser wäre für den Nachweis ähnlicher Darstellungen sowie weiteren Stoffes über den Hirsch dankbar und bittet um Zuschriften über die Schriftleitung von „Germanien".

Dietrich von Bern als Wilder Jäger

Von J. O. Plassmann

In den Sagen vom Wilden Jäger ist einer der am weitesten verbreiteten, wenn auch vielleicht am schwersten zu erklärenden Züge die Verfolgung eines dämonischen, meistens weiblichen Wesens durch den Jäger oder durch die Wilde Jagd überhaupt. Nach fast allen Berichten wird das Weib, das durchweg völlig nackt ist, vom Jäger erjagt und quer über das Pferd geworfen. Der älteste Bericht dieser Art findet sich bei Caesarius von Heisterbach in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in seinem Dialogus Miraculorum[1] (XII. 20); einen ähnlichen Bericht hat nicht lange nachher Vincenz von Beauvais in seinem Speculum historiale (XXIX. 120). Der Bericht des Caesarius, dessen Werke eine Fundgrube ältester Überlieferungen sind, sei hier in Übersetzung kurz wiedergegeben: „Die Konkubine eines Priesters (die Geschichte spielt im Erzstift Mainz) lag auf dem Sterbebette. Da äußerte sie das lebhafte Verlangen, man möge ihr doch noch schnell ein paar neue, gut gesohlte Schuhe machen lassen. ‚Begrabt mich damit', sagte sie, ‚denn ich werde ihrer bald sehr bedürfen.' Es geschah nach ihrem Willen. Als aber in der Nacht darauf ein Ritter mit seinem Knecht bei hellem Mondschein seines Weges ritt, hörten sie ein lautes Jammergeschrei von einem Weibe. Sie hielten staunend an; da stürzte ein Weib, das um Hilfe rief, auf sie zu. Der Ritter stieg vom Pferde, zog mit dem Schwerte einen Kreis um sie und nahm die ihm bekannte Frau zu sich. Sie war in ein Hemd gehüllt, außer diesem hatte sie keine weiteren Kleidungsstücke, als die Schuhe. Nun vernahm man aus der Ferne einen Laut, als ob ein Jäger gewaltig in sein Horn stieße, dazu hörte man das Gebell sich nähernder Jagdhunde. Als jene bei diesen Lauten mehr und mehr zitterte und der Ritter die Ursache der Furcht erfuhr, ließ er dem Knechte die Pferde, wand die Haarflechten der Verfolgten um seinen linken Arm und hielt sein Schwert in der Rechten. Als der höllische Jäger immer näher kam, rief die Frau dem Ritter zu: ‚Laßt mich los! Laßt mich los! Seht, er kommt!' Der Ritter wollte sie festhalten, sie wand sich aber mit Gewalt los und entfloh, wobei sie den größten Teil ihres Haares zurückließ. Der Teufel folgte ihr und nahm sie auf sein Roß, so daß Haupt und Arme von der einen, die Beine aber von der anderen Seite herunterhingen."

Was Caesarius hier in moralisierender Absicht erzählt, trägt die Züge ältester Überlieferung[2]. Der Zug, daß es sich um die Konkubine eines Priesters handelt, ist natürlich völlig sekundär; wichtig ist aber die sonderbare Geschichte mit den neuen Schuhen. Schuhe als Grabbeigaben sind uralter germanischer Brauch[3]. Auch der Verlust der Haare scheint mit einem Totenopfer zusammenzuhängen[4]. Die Frau, die hier nur mit einem Hemd (Totenhemd?) bekleidet ist, ist natürlich eine Wiedergängerin: ein geisterhaftes Wesen, das von dem Führer des Geistesheeres gehetzt wird.

Otto Höfler hat in seiner großen Untersuchung über die Kultischen Geheimbünde der Germanen[5] dieser „Dämonenverfolgung" einen besonderen Abschnitt gewidmet und dabei die

[1]) Caesarii Heisterbacensis Dialogus Miraculorum, herausgegeben von Strange 1851, S. 330.

[2]) Zum Thema „Dämonenverfolgung" und zur Bedeutung dieser Überlieferungen vgl. O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen (Frankfurt a. M. 1934), S. 276 ff.

[3]) Vgl. dazu Hans Hahne, Totenehre im Alten Norden, S. 76. Ich möchte hiermit auch den Brauch der eingemeißelten Fußspuren, des Eintretens in die Fußspur (‚lêstian') usw. in Verbindung bringen, der ja unzweifelhafte Beziehungen zum Ahnenkult hat. Vgl. dazu Herbert Meyer, Rasse und Recht bei den Germanen und Indogermanen, S. 120 ff.

[4]) Zum Haaropfer vgl. G. Trathnigg, Das germanische Haaropfer und sein Fortleben; Germanien 1938, S. 397 ff.

[5]) S. 276 ff.

Elemente dieser Vorstellung klar voneinander geschieden. Mit Recht stellt er die auffallende Tatsache fest, daß in fast allen Lesarten dieser über einen großen Teil Deutschlands und des skandinavischen Nordens verbreiteten Sage[6] die Sympathie auf seiten des Jägers steht, nicht auf der der verfolgten Frau. Er lehnt daher einen erotischen Ursprung dieser Sage ab; „das verfolgte Weib ist ein Dämon, sehr oft ein ausgesprochen schlimmer Dämon, und der Jäger jagt sie nicht aus Liebe oder Gier" (S. 277). Höfler tritt ferner der Auffassung der Naturmythologen entgegen, die in der Frau „eine Personifikation der ganzen Vegetation" sehen wollen, ebenso wie den rationalistischen Mythenforschern, die diese ganze, so übereinstimmend berichtete Überlieferung aus einer Allegorie der „Überwindung des negativen Prinzips durch das positive" erklären wollen. Er bringt vielmehr Beweise dafür, daß auch dieser Sagenzug ursprünglich aus einer kultischen Wirklichkeit stammt, also eine sogenannte Kultmythe ist; wobei freilich niemals mit Sicherheit ausgesagt werden kann, was das Frühere ist, der Mythos oder die kultische Handlung.

Ich finde nun eine Lesart dieser Sage auf außerdeutschem, aber trotzdem sehr bedeutsamem Boden, die einen großen Teil von Höflers Behauptungen stützt. In dem berühmten Decameron des Boccaccio, das um die Mitte des 14. Jahrhunderts, also etwa 100 Jahre nach den Werken des Caesarius entstanden ist, findet sich eine Geschichte (V. Tag, 8. Erzählung)[7], die ganz offensichtlich in den Kreis dieser Sagen von der Dämonenverfolgung durch den Wilden Jäger gehört. Der Hergang ist in kurzem folgender: In Ravenna lebt ein reicher junger Mann namens Nastagio degli Onesti, der in die Tochter des Paul Traversari verliebt war, statt Gegenliebe aber nur Hohn und Spott von der stolzen Schönen fand. Er verfiel darüber in Schwermut und Verschwendungssucht, so daß seine Verwandten ihm den Rat gaben, eine Zeitlang Ravenna und die grausame Schöne zu meiden, um auf andere Gedanken zu kommen. Als er den Ratschlägen nicht länger widerstehen konnte, ließ er Anstalten treffen, als wenn er nach Spanien, Frankreich oder in ein anderes entferntes Land gehen wolle, stieg mit einigen Freunden zu Rosse und begab sich nach Chiassi, einem ungefähr drei Meilen von Ravenna entfernten Ort. Er ließ hier seine Zelte aufschlagen und verkehrte weiter mit seinen Freunden und führte ein prächtiges Leben in seinen mitgebrachten Zelten. An einem Freitag zu Anfang des Mai aber fiel ihm plötzlich seine grausame Schöne ein, und um ganz der Erinnerung an sie nachzuhängen, ging er ohne Gefolge tief in einen Fichtenwald hinein.

Die Erzählung fährt nun fort: „Und als schon fast die fünfte Stunde des Tages vergangen war, und als er fast eine halbe Meile in den Fichtenwald (pigneta) hineingegangen war, ohne an Essen oder etwas anderes zu denken, glaubte er plötzlich ein heftiges Klagen und Wehgeschrei von einer Frau zu hören: sein süßes Nachdenken wurde unterbrochen, er hob das Haupt, um zu sehen, was da sei, und wunderte sich, daß er sich mitten im Fichtenwald befand. Und als er hinschaute, da sah er durch ein dichtes Dornengestrüpp ein wunderschönes Mädchen nackt und von den Zweigen und Dornen zerzaust und ganz zerkratzt (una bellissima giovane ignuda, scapigliata e tutta graffiata delle frasche e da' pruni) auf sich zukommen, das heftig weinte und um Hilfe rief. Und er sah zu ihren beiden Seiten zwei riesig große und wütende Schäferhunde (due grandissimi e fieri mastini), die, wo sie sie erreichen konnten, sie grausam zerfleischten. Hinterher sah er auf einem schwarzen Renner einen schwarzbraunen Ritter kommen (e dietro a lei vide venire sopra un corsiere nero un cavalier bruno), mit wütendem Gesicht, einen Stoßdegen in der Hand (con uno stocco in mano), der ihr in schmähenden und wilden Reden den Tod androhte. Dieser sonderbare und entsetzliche Anblick setzte ihn in Furcht, aber zuletzt beschloß er aus Mitleid mit der unglück-

[6]) Vgl. Hugo Neugebauer, Wildg'fahr und Wildmänner in Tirol, Germanien 1939, S. 479 ff; R. Pramberger, Auf Wodans Spuren im steierischen Berglande, Germanien 1940, S. 29 ff.

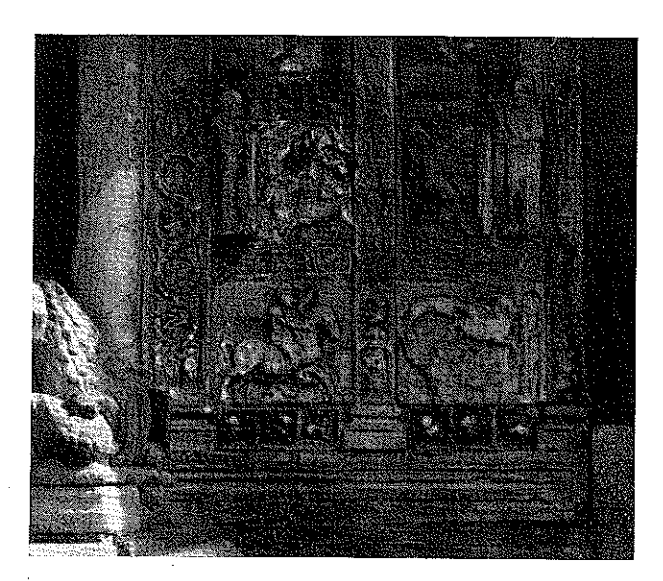
[7]) Ich zitiere in deutscher Übersetzung nach dem Urtext in der Raccolta di Novellieri Italiani, Vol. I., Turin 1854, S. 44 ff.

lichen Frau, sie von der Todesangst zu befreien, wenn er könnte. Da er aber ohne Waffen war, nahm er an Stelle eines Stockes einen Baumast und schickte sich an, sich den Hunden und dem Ritter entgegenzuwerfen. Als der Ritter das sah, rief er ihm von weitem zu: ‚Mische dich nicht ein, Nastagio; laß die Hunde und mich tun, was dies böse Weib verdient hat!' Bei diesen Worten hielten die Hunde das Mädchen an beiden Hüften fest, und der Ritter sprang vom Pferde. Da näherte sich ihm Nastagio und sagte: ‚Ich weiß nicht, wer du bist, obschon du mich kennst, aber das sage ich dir, daß es eine große Niedertracht von einem bewaffneten Ritter ist, eine nackte Frau umbringen zu wollen und ihr die Hunde auf den Leib zu hetzen, als ob sie ein wildes Tier wäre (come se ella fosse una fiera salvatica)! Ich werde sie gewiß verteidigen, soviel ich kann.' Der Ritter erwiderte: ‚Nastagio, ich bin ein Landsmann von dir, und du warest noch ein kleiner Knabe, als ich, der ich Guido degli Anastagi hieß, noch viel mehr in dies Mädchen verliebt war, als du jetzt in die Traversari. Aber durch ihren Stolz und ihre Grausamkeit machte sie mich so unglücklich, daß ich eines Tages mit demselben Degen, den du jetzt in meiner Hand siehst, mich aus Verzweiflung tötete und zur ewigen Strafe verdammt wurde. Nicht lange Zeit nachher starb auch diese, die an meinem Tode schuld war, und da sie die Sünde ihrer Grausamkeit und der Freude an meinen Qualen nicht bereute, ja sie nicht einmal für eine Sünde hielt, so wurde sie verdientermaßen auch zur Höllenstrafe verdammt. Nach ihrem Hinscheiden wurde ihr und mir die Strafe auferlegt: ihr, vor mir her zu fliehen (a lei di fuggirmi davanti); mir aber, der ich sie ehemals liebte, sie wie eine tödliche Feindin zu verfolgen, nicht wie eine geliebte Frau. Und so oft ich sie einhole, durchbohre ich sie mit diesem Degen, mit dem ich mich getötet habe, und ich öffne ihr die Brust, und dies harte und kalte Herz, in das weder Liebe noch Mitleid Eingang fanden, reiße ich ihr aus dem Leibe und gebe es diesen Hunden zu fressen. Aber nach nicht langer Zeit steht sie, als wenn es die göttliche Macht und Gerechtigkeit wollte, und als wenn sie nie tot gewesen wäre, wieder auf und beginnt wieder ihre traurige Flucht, und die Hunde und ich verfolgen sie. Es begibt sich, daß ich sie jeden Freitag um diese Stunde hier erreiche; aber glaube nicht, daß wir an den anderen Tagen ruhen, ich erreiche sie an anderen Orten, wo sie grausam gegen mich handelte; und da ich von einem Liebenden zum Feinde geworden bin, so muß ich sie, wie du siehst, so viele Jahre lang in dieser Weise verfolgen, als sie Monate gegen mich grausam gewesen ist. So lasse mich die göttliche Gerechtigkeit ausführen; widersetze dich nicht dem, was du nicht hindern kannst.' Bei diesen Worten wurde Nastagio vom Grauen erfaßt; er zog sich zurück und sah nach dem armen Mädchen hin, um zu schauen, was der Ritter tun würde. Dieser rannte, als er ausgeredet hatte, wie ein wütender Hund mit dem Degen in der Faust auf das Mädchen zu, das, auf den Knien liegend und von den beiden Hunden gehalten, kläglich schrie, und stieß ihn mit aller Gewalt mitten in ihre Brust, daß er zur anderen Seite wieder herauskam. Als das Mädchen den Stoß empfangen hatte und immer jammerte und schrie, griff der Ritter zu einem Messer und riß ihr das Herz und die anderen Eingeweide heraus und warf es den Hunden vor, die es heißhungrig sogleich verzehrten. Aber kurz darauf sprang das Mädchen, als wenn nichts von alledem geschehen wäre, auf die Füße und begann in Richtung auf das Meer zu fliehen; und die Hunde hielten sich an ihrer Seite und zerfleischten sie ständig; der Ritter stieg wieder auf sein Roß, nahm seinen Degen und verfolgte sie. Nach kurzer Zeit waren sie so weit fort, daß Nastagio sie nicht mehr sehen konnte."

Nastagio merkte sich die Stelle und brachte an einem anderen Freitag seine grausame Geliebte mit ihren Eltern an denselben Ort, wo sich das Schauspiel wiederholte; und er machte damit denn auch den gewünschten Eindruck auf die Spröde, die sich ihm fortan gefällig erwies.

Man sieht, daß die Erzählung trotz der künstlich eingebauten Moral in den wesentlichsten Zügen ganz auffallend dem Typ der Erzählung gleicht, die Caesarius von Heisterbach hundert Jahre vorher niedergeschrieben hat. Daß die Frau nackt und nicht mit einem Hemde bekleidet ist, erscheint als der ursprünglichere Zug; die Episode mit den Schuhen und dem zurückgelassenen

Haar ist eine Besonderheit bei Caesarius, aber die geplante Verteidigung der verfolgten Frau durch einen Ritter, die Unentrinnbarkeit der Rache und auch der Zug, daß es sich um eine Verstorbene handelt, sind merkwürdige Übereinstimmungen. Daß der „Cavalier" der Wilde Jäger ist, wird von Boccaccio nicht mehr verstanden, da diese Gestalt seinem Vorstellungskreise wahrscheinlich fremd ist; er ist also ebenfalls ein Verstorbener, und das Schauspiel spielt sich im Reiche der Toten ab. Freilich fehlt hier der Zug, daß die Gefangene vor dem Reiter quer über das Roß geworfen wird; sie flieht statt dessen dem Meere zu, aber diese Abweichung scheint von besonderer Bedeutung zu sein, wie wir noch sehen werden. Jedenfalls kann man auch hier, obschon es sich um die ehemals Geliebte handelt, keinen erotischen Kern der Geschichte entdecken; Höfler hat also recht, wenn er einen solchen leugnet und statt dessen das verfolgte Weib für einen schlimmen Dämon hält. Der Charakter der verfolgten Frau in Boccaccios Erzählung deutet durchaus darauf hin.



Aufn. Plassmann

Abb. 1. Dietrich von Bern und der Hirsch. Relief an San Zeno bei Verona

Aber etwas anderes ist von ungleich größerer Bedeutung; nämlich der Schauplatz, auf dem sich diese Dämonenverfolgung durch den Wilden Jäger abspielt. Er liegt bei Chiassi, dem heutigen San Apollinare in Classe, dem früheren Hafen der römischen Adriaflotte, das heute freilich durch Verlandung viele Kilometer landeinwärts liegt. Nordöstlich Ravenna und nördlich von Chiassi aber liegt das berühmte Grabmal des Gotenkönigs Theoderich, unseres Dietrich von Bern. Wie die Sage andere heldische Herrscher, wie Kaiser Karl, König Waldemar oder Artus, zu Führern der Wilden Jagd und damit zum Wilden Jäger machte[8]), so auch den großen Gotenkönig, der ja auf dem berühmten Relief von San Zeno bei Verona als Jäger zu Rosse dargestellt wird, der in ein Horn stößt und mit zwei Hunden einen Hirsch verfolgt. (Abb. 1.) Bekanntlich entspricht diese Darstellung genau der Schilderung von Dietrichs Ende in der Thidrekssaga (Kap. 393), wo es heißt: „Als König Thidrek fast kraftlos vor Alter war, blieb er dennoch rüstig mit den Waffen. Einstmals nahm er ein Bad an der Stelle, die jetzt Thidreks Bad heißt. Da rief einer seiner Knappen: ‚Herr, hier läuft ein Hirsch. Noch nie sah ich ein so schönes und stattliches Tier!' Sobald König Thidrek das hörte, sprang er auf, nahm seinen Bademantel, schlug ihn um sich und rief, als er das Tier sah: ‚Nehmt mein Roß und

[8]) Vgl. O. Höfler a. a. O., S. 278.

meine Hunde!' Nun liefen die Knappen so schnell sie konnten und holten seinen Hengst. Dem König deuchte das Warten zu lange, da das Tier schnell lief, und er sah ein mächtig großes Roß gesattelt stehen, das rabenschwarz war. Er schwang sich auf den Rücken des Tieres. In diesem Augenblick ließen die Knappen die Hunde los. Die wollten aber diesem Roß nicht nachlaufen. Das Roß unter Thidrek lief nun schneller, als irgendein Vogel fliegt. Sein bester Knappe ritt ihm nach auf seinem vorzüglichen Roß Blanke. Dem folgten auch alle Hunde. König Thidrek aber merkte, daß dies kein Roß sein konnte, und wollte sich vom Rücken losreißen, konnte aber kein Bein von der Seite des Tieres heben, so fest saß er. Da rief der Knappe ihn und fragte: ‚Herr, wann wirst du wiederkommen? Warum reitest du so schnell?' König Thidrek antwortete: ‚Ich reite ins Verderben. Dies muß ein Teufel sein, auf dem ich sitze. Wiederkommen werde ich, wenn Gott will und Sankt Maria.' Da verschwand das Roß, so daß der Knappe König Thidrek nicht mehr sah, und niemand hat seitdem etwas von ihm vernommen." (Thule XXII, S. 459.)

Wir können aus der Übereinstimmung des italienischen Bildes mit der niederdeutschen Sage schließen, daß auch in Italien mindestens zur Zeit der Entstehung des Bildes sagenhafte Erinnerungen an König Dietrich lebendig waren, wie es auch noch in späterer Zeit der Fall war[9]). Daß diese Erinnerungen in Verona (Bern) und Ravenna (Raben), den beiden Hauptstädten Dietrichs, besonders lebhaft waren, ist nicht zu verwundern. Sollte nun Boccaccio, als er das Decameron schrieb, eine solche Geschichte wie die von Nastagio degli Onesti einfach erfunden und dann noch willkürlich nach Ravenna oder zwischen Ravenna und Chiassi verlegt haben? Das kann wohl als ausgeschlossen gelten. Vielmehr spricht alles dafür, daß der Dichter, wie in vielen anderen Fällen, aus der lebendigen Überlieferung geschöpft und dabei den Ort und den wesentlichen Inhalt treu bewahrt, beides aber in eine Form gekleidet und mit einer Pointe versehen hat, die seine Geschichte in den gegebenen Rahmen einfügten. Dieser wird hier von solchen Geschichten gebildet, in denen Liebende nach mancherlei Leiden doch noch Glück finden. Daß die unbarmherzige Schöne durch eine solch schaurige Vision bekehrt wird, ist nicht durch den Zusammenhang der Erzählungen bedingt; der Kern, nämlich die Geschichte von dem schwarzbraunen Ritter, der auf schwarzem Rosse ein nacktes Fräulein hetzt, ist offenbar ganz selbständig und gibt eine wirkliche Überlieferung wieder, wie sie in der Gegend von Ravenna damals noch erzählt wurde. Und gerade diese Landschaft, in der das Dietrichsgrab liegt, ist dabei besonders bedeutsam. Sie ist ja auch der Schauplatz der Rabenschlacht und damit anderer um den großen Gotenkönig lebenden Überlieferungen. Unter diesen kommt auch die Geschichte von dem Wilden Jäger, der das nackte Fräulein hetzt, in verschiedenen Fassungen vor. Zunächst in dem Epos von der Zwergenkönigin Virginal in Tirol, die von einem Riesen Orkise (oder Orko)[10]) bedrängt wird, der alljährlich einen Jungfrauentribut von ihr fordert. Als Dietrich und Hildebrand in den Wald ziehen, folgt dieser einer klagenden Frauenstimme; er findet die Jungfrau, die geopfert werden soll, wehrt die Hunde des Riesen ab und tötet endlich diesen selbst[11]). Hier wird also der beschützend auftretende Ritter, im Gegensatz zum eigentlichen Kern der Geschichte, doch zum Retter. Dasselbe ist auch in anderen Dietrich-Epen der Fall, bedingt offenbar durch die Notwendigkeit, dies frei umherschwebende Motiv für eine Heldentat Dietrichs oder eines seiner Gefährten zu benutzen. So trifft Dietrich im Eckenliede nach der Fällung Eckes auf dessen Bruder Fasolt, der mit seinen Hunden ein Mädchen hetzt; auch hier wird Dietrich zum Retter[12]). In einer dritten und für uns in mancher Hinsicht noch wichtigeren Erzählung schimmert das

[9]) Vgl. W. Grimm, Die deutsche Heldensage (DHS), Nr. 24; Erich Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit, 2. Aufl., S. 410.

[10]) Bei den Zimbern in den Dreizehn Gemeinden heißt der riesische Unhold, der durch Wald und Heide geht, heute noch „Orke": vgl. B. Schweizer, Zimbrische Sprachreste (Halle/S. 1939), S. 68 ff.

[11]) Vgl. Hermann Schneider, Germanische Heldensage, 1. Band, S. 266.

[12]) H. Schneider a. a. O., S. 256.

vielleicht ursprüngliche Motiv, daß Dietrich selbst der Jäger ist, noch deutlich durch. In dem Gedicht von dem „Wunderer" (auch Etzels Hofhaltung genannt) trifft der junge Dietrich — der sich am Etzelhofe aufhält — auf eine reich gekleidete Jungfrau, „Saelde" genannt, die von dem „Wunderer", einem menschenfressenden Unhold, mit Hunden gehetzt wird; er setzt ihr auf diese Weise schon drei Jahre nach. Nach hartem Kampfe bezwingt Dietrich den Unhold nur durch seinen Feueratem, schlägt ihm das Haupt ab und überbringt es der Jungfrau. Aber wegen sündhafter Reden, die er geführt hat, wird Dietrich von einem schwarzen Rosse, das der Teufel selbst ist, in die „Wüste Romanie" (Rumenei) entführt, um dort bis zum Jüngsten Tage mit Drachen zu kämpfen[13]).

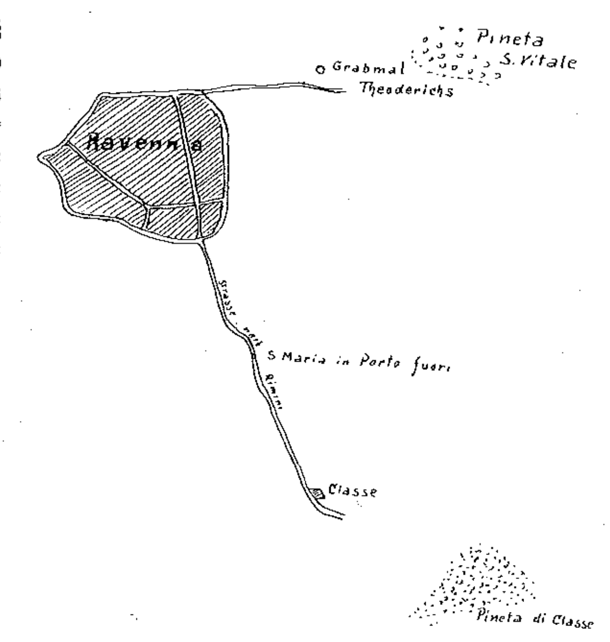


Abb. 2. Lageplan von Ravenna, dem Dietrichgrab und Classe (Chiassi) Bei der Kirche S. Maria in Porto fuori lag der seit 1736 völlig verlandete Hafen von Ravenna

Manches hat sich in dieser Fassung geändert, sichtlich sind auch die Rollen in mancher Hinsicht getauscht. Das nackte Waldwesen, das der Wilde Jäger hetzt (steckt eine Erinnerung daran noch in der Wendung des Decameron 'come se ella fosse una fiera salvatica'?), ist zu einer reichgekleideten höfischen Jungfrau geworden; aber der Feueratem und das schwarze Roß mit der Verdammung zu ewigem Drachenkampfe lassen Dietrich selbst als das eigentliche dämonische Wesen erscheinen. Ganz besonders merkwürdig aber ist der Schauplatz dieses ewigen Kampfes, die „Wüste Romanie"[13a]). Man hat sie wohl für reine Phantasie des Dichters gehalten und darum nie nach ihrer Lage geforscht; mir scheint jedoch, daß es sich nur um die Romagna handeln kann, das Gebiet zwischen den Apenninen und der Adriaküste, zu dem auch das Gebiet von Ravenna gehört. Die Bezeichnung „Wüste" bezieht sich vielleicht nur auf einen heideartigen Teil, ein „desertum", und das könnte sehr wohl das verlandete ehemalige Küstengebiet bei Chiassi sein, das ja auch laut Decameron mit einsamen Nadelwäldern bedeckt war. Noch heute zieht sich von Chiassi nach dem Meere zu die große Pineta (bei Boccaccio pigneta), ein ausgedehnter Pinienwald, der ringsum von großen Mooren und Heidesümpfen umgeben ist[14]). Der Dichter des „Wunderer" dürfte diese „Wüste" gemeint haben. Die Übereinstimmung mit dem Decameron ist dann sehr auffallend: In dem Heidegebiet der Romagna um Ravenna reitet auf schwarzem Rosse der unter die Toten versetzte Wilde Jäger; nach der deutschen Überlieferung kämpft er dort mit Drachen, nach der italienischen hetzt er — wie sein eigener Gegenspieler, der Wunderer — ein nacktes Mädchen mit seinen Hunden.

[13]) Str. 131/32; Grimm DHS 38/39.

[13a]) Im Wolfdietrich Fassung A wird erzählt, daß Wolfdietrich in der Wüste Romanie die Liebe einer Meerfrau abweist. Hermann Schneider (DHS. 345) will unter dieser Wüste Romanie das Land Rumänien verstehen. Ich möchte aber auch hier eher an die Romagna denken. Zum Schauplatz würde das stimmen. denn Wolfdietrich ist auf der Fahrt nach Lamparten (Lombardei) zu König Ortnid. Auch die Meerfrau erinnert an die Meerminne, die Witege an der Meeresküste von Ravenna aufnimmt.

[14]) Vgl. Corrado Ricci, Ravenna (Italia Artistica Nr. 1), S. 149 ff. Der Wald war schon zu Odoakers Zeit vorhanden; vgl. Baedeker, Oberitalien (1898), S. 329 f. Den Namen „Romania" führt dies Gebiet seit der Pippinischen Schenkung, die es zum ersten Male an den Papst brachte.



Aufn. H. Schmidt

Abb. 3. Die Hirschjagd Dietrichs von Bern. Freske an der Außenwand der Kirche von Hoch-Eppan bei Bozen. Der Hirsch wird von zwei Hunden verfolgt, hinter diesen erscheint ein riesiger Höllenhund. Das Roß Dietrichs ist sehr verblaßt, aber die Umrisse sind noch zu erkennen

Nun findet in diesem Gebiete auch noch eine andere Dämonenverfolgung statt, wie uns die Sage bezeugt. Nach der Ravennaschlacht verfolgt Dietrich den treulosen Widga (Witege), der seinen Bruder erschlagen (Thidrekſaga Kap. 313): „Er sprengte auf das Schlachtfeld und war so zornig, kummervoll und grimmig, daß brennendes Feuer aus seinem Munde flog. Kein Ritter hatte das Herz, mit ihm zu kämpfen. Als das Widga sah, floh er wie die andern auf Thethers Roß den Fluß Mosel entlang stromabwärts . . . Thidrek setzte ihm nach. Nun ritt Widga hinaus ins Meer, da hatte Thidrek ihn beinahe eingeholt, und in diesem Augenblick versank Widga in die See. Thidrek warf ihm seinen Spieß nach, und der Spießschaft blieb stecken, wo er an der Flußmündung in die Erde gefahren war" (Thule XXII, S. 365). — Ein unglücklicher Einfall des erdkundlich wenig beschlagenen Sagaschreibers hat hier eine scheinbare Verwirrung in den Schauplatz gebracht: die Flucht geht die Mosel entlang, um am Meere zu enden. Wir wissen, woher dieser Zug stammt, nämlich aus einer für die Erzähler der Saga annähernd zeitgenössischen Überlieferung, die der Annalist Gottfried von Köln berichtet[15]): „In diesem Jahre (1197) erschien einigen Wanderern an der Mosel ein Gespenst von riesiger Größe in menschlicher Gestalt, das auf einem schwarzen Rosse saß. Als diese von Schrecken ergriffen waren, näherte sich ihnen kühnlich die Erscheinung und ermahnte sie, keine Furcht zu haben: sie nannte sich Dietrich von Bern und kündete an, verschiedenerlei Unglück und Elend werde über das römische Reich kommen. Dies und mehreres anderes teilte es ihnen mit und entfernte sich dann, ging auf dem Rosse, worauf es saß, über die Mosel und entschwand ihren Augen."[16])

Der Reiter auf dem schwarzen Roß ist also ein weitverbreitetes Vorstellungsbild von Dietrich von Bern. Widgas Flucht zum Meere findet ursprünglich natürlich auch im Bereiche von Ravenna statt; der Feueratem und andere Züge lassen erkennen, daß es sich auch hier ursprünglich um eine richtige Dämonenverfolgung handelt. Der Sagaschreiber, der die unangebrachte Abschweifung zur Mosel einfügt, läßt dafür einen wichtigen anderen Zug aus, der sowohl in dem mittelhochdeutschen Epos von der Rabenschlacht[17]) wie auch in der schwedischen Didrikſaga

[15]) Grimm, DHS 35.

[16]) Die Erscheinung wurde allgemein auf den Tod Kaiser Heinrichs VI. und die anschließende Verwirrung im Reiche bezogen.

[17]) Rabenschlacht 463 ff. — Merkwürdig ist, daß hier Dietrich sich selbst auf St. Zeno beruft, als er den Witege beschwört, sich zum Kampfe zu stellen (937): ‚Sant Gangolf und Sant Zêne, die müezen dir bî gestân!' — Die „merminne" Str. 964 f.

(Kap. 382/86) berichtet wird: Witege (Widike) habe sich zu einer Meerfrau gerettet, die seine Urgroßmutter war[18]). Diese Erzählung wird noch weiter ausgesponnen: Widike baut sich auf der Insel Fehmarn eine Burg, Dietrich aber zieht sieben Jahre hindurch in unterirdischen Kammern ein schwarzes Roß auf, mit dem er heimlich Widike aufsucht, um den Tod des Bruders an ihm zu rächen. Widike fällt, aber auch Didrik stirbt an seinen Wunden[19]). Hierzu gibt eine deutsche Quelle, das Chronicon Imperatorum Bavaricum (Grimm DHS 53 b) eine wichtige Ergänzung. Danach stammt Theoderich selbst von einem Meerungeheuer ab: es habe ihn zu sich gerufen, und er sei gewaffnet zu Pferd ins Meer geritten, um immer dort zu bleiben. Nur an Samstagen reite er ans Ufer, um mit Witege zu fechten; dieser sei lebend zu Roß in die Hölle geritten und komme an Samstagen zum Kampfe heraus. — Hermann Schneider[20]) bemerkt dazu mit Recht, daß eine einfache Rollenvertauschung zwischen Dietrich und Witege vorliegt: „es bleibt aber die interessante Vorstellung: Dietrich, der auf einem schwarzen Rosse zur Hölle gefahren ist, kämpft in Ewigkeit mit Witege."

Damit erweist sich auch dieser Zug als zum Dämonenkampfe gehörig, und das rückt ihn wieder in die Nähe des Wilden Jägers im Decameron: ursprünglich findet ja auch diese Verfolgung durch den Reiter auf schwarzem Rosse bei Ravenna statt; der Verfolgte flüchtet dem Meere zu, genau wie die verfolgte Frau. Sehr merkwürdig ist es dann noch, daß die Verfolgung der Frau laut Decameron jedesmal am Freitag stattfindet, die des Witege (ursprünglich eben auch eine Verfolgung zum Meere) am Samstag. Die Verknüpfung der dämonischen Jagd mit zwei bestimmten Wochentagen ist nur diesen beiden Quellen gemeinsam und so bei der Übereinstimmung des Schauplatzes und des Verfolgers selbst von erheblicher Bedeutung. In beiden Fällen sind es auch Tote oder Verdammte, die miteinander kämpfen: Guido degli Anastasi mit dem Mädchen; der entrückte Dietrich mit dem entrückten Witege. Ich ziehe daraus die Folgerung: der „Cavalier" mit dem dunklen Antlitz auf schwarzem Rosse, der im Heidegebiet bei Ravenna das Waldweib hetzt, ist kein anderer als Dietrich von Bern, der mit uralten Zügen des Wilden Jägers ausgeschmückt ist, und der in der gleichen Gestalt und in der gleichen Gegend, der „Wüste Romanie", als Drachenkämpfer und als dämonischer, feueratmender Verfolger des Witege bezeugt ist; der ferner in der gleichen Gestalt hier, in der Gegend um sein Grab, nach der Sage seine Entrückung gefunden hat.

Wie ist nun diese Dämonisierung des größten germanischen Königs der Völkerwanderungszeit, der der ausgesprochene Liebling der deutschen Sage ist, zu erklären? Es genügt m. E. nicht, „daß Pfaffengehässigkeit ursprünglich die Verbindung zwischen dem arianischen Mörder des Boethius und dem Teufel hergestellt hat"[21]), obschon hierfür sehr frühe Zeugnisse, kaum ein Jahrhundert nach seinem Tode, vorliegen. Vielmehr scheint es mir, daß diese Verteufelung durch die Kirche ebendort ansetzte, wo sie auch sonst angesetzt hat: nämlich bei ursprünglich göttlichen Eigenschaften. Hat man den großen Gotenkönig mit Zügen des Wodan[22]), des Stammvaters so vieler germanischer Königshäuser, geschmückt, so mußte er auch der Verteufelung unterliegen, die dieser erfuhr. Persönlicher Haß und die sonst gebräuchliche Verteufelungsmethode haben hier zusammengewirkt; aber daß der Gote die Züge des Wilden Jägers annimmt, ist erst aus dem Gesichtskreise der Kirche heraus eine Verteufelung. Den Deutschen hat man den großen Germanenkönig mit all diesen angehängten Zügen nicht verekeln können. Das seltsame Zeugnis des italienischen Dichters im 14. Jahrhundert aber läßt ihn zwar als Verdammten, aber doch als den gerechten Rächer erkennen: ein merkwürdiger Nebenſproß unserer Sage in einer der größten Dichtungen Italiens.

[18]) H. Schneider a. a. O., S. 280.

[19]) H. Schneider a. a. O., S. 280.

[20]) a. a. O., S. 280.

[21]) H. Schneider a. a. O., S. 279.

[22]) Hierüber wird Otto Höfler demnächst bedeutsame Forschungsergebnisse vorlegen.

Die germanische Frau in der Schlacht

Von Gilbert Trathnigg

Die ausführlichsten Berichte über das Verhalten der germanischen Frauen im Krieg erzählen nicht von Schlachten in Germanien, sondern von Zügen wandernder Stämme, die sich neues Siedelland suchten, weil der Lebensraum, den die Heimat bieten konnte, zu klein geworden war. Dann zog ein Teil von ihnen in die Ferne oder in einzelnen Fällen wohl auch das ganze Volk. Gelegentlich führte auch die Bedrohung des alten Landes zu Wanderungen.

Der Grund für diese Einseitigkeit der Überlieferung mag vor allem darin liegen, daß bei den Kämpfen zwischen den eindringenden Römern und den abwehrenden Germanen sich die ersteren in den meisten Fällen hüteten, die Fluchtburgen und Verstecke, in die sich Frauen und Kinder mit der wertvollsten beweglichen Habe geflüchtet hatten, aufzuspüren und zu berennen. Sie fürchteten ja nicht nur die Waffen der Männer, sondern auch die ihnen feindlich erscheinende Natur des Landes. Und gerade diese Fluchtverstecke waren so angelegt, daß die natürlichen Hindernisse den Kampf für den Angreifer außerordentlich verlustreich machen mußten, auch wenn die Mehrzahl der Verteidiger aus Greisen und Frauen bestand. Nach Caesar, B. G. IV, 18 und 19 lag das Versteck im Wald, nach Herodian VII, 45 in Wald und Sumpf und nach Ammian XVII, 1 und XXVII, 5 in Waldhöhlen, in Wald und Sumpf; unter „Wald" sind vor allem auch bewaldete Höhenzüge zu verstehen.

Wenn unsere Berichte auch in der angeführten Art einseitig sind, so können wir doch vieles auch auf die Schlachten, von denen wir keine nähere Kunde haben, übertragen. Die Art, in der Tacitus von dem Verhalten der Frauen in der Schlacht berichtet, ist keineswegs so, daß man annehmen könnte, daß er nur an jene denkt, die in Gallien, Italien und in der Ostmark geschlagen wurden. Nur fehlt es uns an einer genügenden Zahl von weiteren kleineren oder größeren Angaben, die ihn bei diesen Kampfschilderungen ergänzen oder berichtigen könnten.

Tacitus schreibt in seiner Germania c. 7 ganz allgemein, daß sich hinter der Schlachtfront die Frauen und Kinder befanden. Wie die Angaben über Fluchtverstecke zeigten, ist dies bei Kämpfen innerhalb des germanischen Siedlungsraumes aber keineswegs die Regel gewesen. Immerhin kommen gelegentlich Ausnahmen vor. So stellte der Bataver Claudius Civilis nach Tac., Hist. 4, 18, Frauen und Kinder hinter der Front auf. Doch dürfte immer eine Zahl von Frauen die Kämpfer begleitet haben. Besonders war dies der Fall, wenn es sich zwar um keine Wanderung, wohl aber doch um einen größeren Zug handelte, der über weitere Strecken führte. Aufgabe der Frauen war es vor allem, sich nach der Schlacht der Verwundeten anzunehmen. Nicht nur Tac. Germ. 7 nennt diesen Aufgabenbereich. Auch sonst, bis in die Berichte der Islandssagas, ist vor allem die Frau die Wahrerin der Heilkunst. Nicht weniger wichtig war aber die Aufgabe, die den Frauen vor der Schlacht oblag. Denn „bei den Germanen sei es Sitte", erzählt Caesar nach Aussagen germanischer Gefangener, „daß ihre Familienmütter auf Grund von Losorakeln und Wahrsagen verkündeten, ob es zweckmäßig sei, eine Schlacht zu liefern oder nicht" (Caesar B. G. I, 50). Dieser Bericht steht nicht allein. Den Frauen wohnte ja überhaupt nach germanischer Anschauung, wie sie Tacitus überliefert, „etwas Heiliges und Seherisches" inne. Seherinnen wie Veleda, Aurinia oder Ganna hatten kraft ihrer Begabung und ihres Berufes als Seherin eine Gewalt, die nur schwer geschätzt werden kann, auch wenn man von den Worten des Tacitus manches abstreicht.

Daß die Frauen vor der Schlacht die Zukunft zu ergründen suchten, wird uns öfters überliefert. Am bekanntesten sind wohl die Seherinnen der Kimbern, „Frauen mit grauem Haar in weißen Gewändern, die ihr Oberkleid aus spanischer Leinwand auf der Schulter

mit Spangen befestigt hatten, einen ehernen Gürtel trugen und barfuß gingen". Weitere Berichte hierzu bringen Plutarch, Caesar 19 und auf ihm fußend Clemens Alex., Stromat. 1, 72.

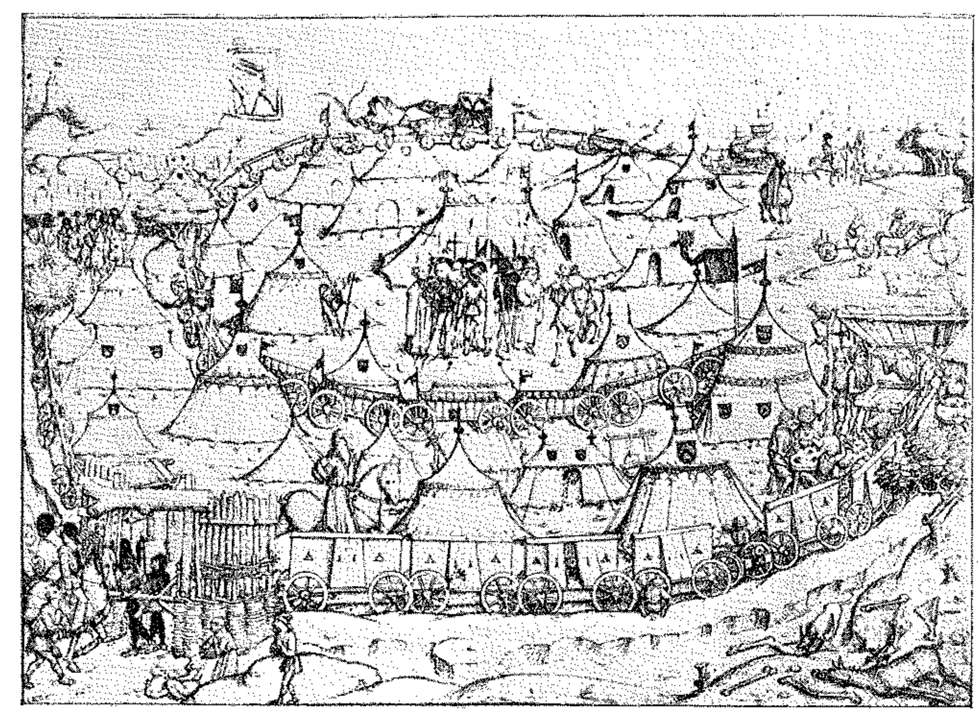
Während der Schlacht selbst war es nur in Ausnahmefällen möglich, daß die Frauen mitkämpften. Sie weilten in der Wagenburg, wenn es sich um Kämpfe während eines Wanderzuges handelte, oder waren sonst hinter der Schlachtfront. Mehrfach ist uns nun ein „Schreien" der Frauen berichtet. Man wird einen Teil der Berichte auf ein Schreien, das durch die große innere Erregung ausgelöst wurde, beziehen dürfen. Doch scheint man damit nicht auszukommen. Heißt es doch Tacitus, Hist. 4, 18, daß die Schlachtlinie von dem Gesang der Männer und dem „ululatus" der Frauen klang. „Ululatus" kann mit „Schreien, Rufen" wiedergegeben werden. Da es ausdrücklich parallel zu „Gesang" gestellt ist, wird man an ein gleichmäßiges Rufen denken dürfen, das ähnlich wie das Trommeln der kimbrischen Frauen auf die Lederdächer der Wagen die Männer anfeuern sollte (Strabo 294). Gleichmäßiges Rufen und Trommeln begleitet ja auch sonst häufig den Ansturm der Schlachtreihen sowohl in der ältesten Zeit wie in der jüngeren Vergangenheit.

Anfeuern der Männer durch die Frauen wird auch sonst noch berichtet. Schwierig ist hierbei, Tacitus, Germ. 8 zu deuten, wo es heißt: „Es wird berichtet, daß manche Schlachtreihe, die schon ins Wanken und Weichen gekommen war, von den Frauen wieder zum Stehen gebracht worden sei durch inständiges Bitten und dadurch, daß sie ihre entblößten Brüste zeigten und auf die unmittelbar bevorstehende Gefangenschaft hinwiesen." Klarer ist wieder die Fortsetzung: „Diese fürchten sie mehr und halten sie für unerträglicher, wenn es um ihre Frauen geht, als wenn sie selber in Gefahr kämen..." Wie unerträglich den Frauen die Gefangenschaft nach verlorener Schlacht war, zeigen mannigfaltige Stellen über Selbstmord von Frauen in solchen Fällen. Nicht selten töteten die Frauen zuerst ihre Kinder und dann sich selbst: so nach der Schlacht bei Aquae Sextiae und Vercellae (Plutarch, Marius 27; Orosius V, 16; Florus I, 38). Die Frauen der Kennen — die Excerpta Valesii nennen hier die Frauen der Alamannen und Chatten — zogen nach Dio 77, 14 den Tod der Gefangenschaft vor. Allerdings liegen auch kultische Gründe für diesen Entschluß vor — ich habe sie in der Zeitschrift für deutsches Altertum LXXVIII (1936), 99 ff. dargelegt —, aber wie ich schon damals betonte, ist es ein Hauptbeweggrund für die Tat, daß die Schande der Gefangenschaft und die damit verbundene Schändung gefürchtet wurden. Gefangenschaft und Schändung schließen aus der Volksgemeinschaft aus, denn in jener Zeit gab es aus der Gefangenschaft so gut wie nie ein Zurück[1]); die Gefangenen wurden als Sklaven verkauft. Ein Leben außerhalb der Volksgemeinschaft aber ist nicht lebenswert, weil damit alle Bande zerrissen sind, die dem germanischen Menschen Halt und Kraft gaben, ihm das Leben schön und groß erscheinen lassen.

Ein Eingreifen der Frauen in die Schlacht im angegebenen Sinne kennen wir vor allem bei den Ambronen. Als die Schlacht verloren war, hieben die Frauen die Flüchtenden nieder und kämpften gegen die Römer. Auch die Frauen der Kimbern töteten die Fliehenden. (Plutarch, Marius 19 und 25.) Von einem Entblößen der Brust hören wir freilich nichts. Bitten der Frauen berichtet Caesar, B. Gall. 1, 51, aber auch ohne jene Gebärden zu erwähnen.

Ein Seitenstück aus der Wikingerzeit dürfte in der Geschichte von Erich dem Roten c. 10 (Thule XIII, 44) vorliegen, auf die J. O. Plassmann in Germanien XI (1939), 434 hingewiesen hat. Die Wikinger werden im Weinland an der amerikanischen Küste von Einheimischen überfallen und müssen weichen. Freydis fordert unter Bitten und Beschwörungen zum Widerstand auf. Als dies nichts fruchtet, folgt sie den Flüchtenden als letzte. Einem

[1]) Wie die Gefangenschaft als Lösung aller früheren Bindungen, als unwiderrufliche Trennung auch noch um die Jahrtausendwende galt, zeigt die Bestimmung verschiedener Bußbücher, daß die Ehe dadurch wie durch den Tod gelöst werde.



Mittelalterliche Wagenburg Aufn. Ahnenerbe
Federzeichnung aus dem Hausbuch des Fürsten Waldburg-Wolfegg

Gefallenen nimmt sie das Schwert weg und rüstet sich zum Widerstand, wie die Sage erzählt. „Da holten sie die Skrälinger ein. Sie riß die Brüste aus dem Hemde und schlug dawider mit dem flachen Schwerte. Darob erschraken die Skrälinger, liefen davon bis auf ihre Kähne und fuhren ihres Weges."

Die Entsprechung ist freilich nicht vollkommen, denn Freydis steht bei dieser Handlung v o r den Ihrigen, während die germanischen Frauen bei Tacitus hinter ihnen stehen. Freydis zeigt ihre Brüste dem Feind, jene den eigenen Männern. Doch könnte man annehmen, daß Tacitus den Brauch mißverstanden hat, und daß in beiden Fällen eine magische Abwehrhandlung gegen den Angreifer vorliegt.

Weil dieser altnordische Bericht bisher nicht herangezogen wurde und damit jedes germanische Seitenstück fehlte, ist es nicht verwunderlich, wenn man versucht hat, auf Grund eines Vergleiches mit völkerkundlichen Seitenstücken den eigentlichen Sachverhalt herauszuarbeiten. Die Ergebnisse konnten nicht die Fragen lösen, doch sind die Ergebnisse von R. Geyer in den Mitteilungen der Wiener Anthr. Gesellsch. 39, 156 ff. — vgl. dazu R. Much im gleichen Band der Mitteilungen und in seinem Germaniakommentar S. 114 — heute noch beachtenswert. Danach lägen in der Handlung eine Erinnerung an die eheliche Gemeinschaft und eine Mahnung, daß sie, die Frauen, im Fall einer Niederlage den Feinden preisgegeben wären und von ihnen mißbraucht würden.

Nicht immer war aber den Germanen das Kriegsglück hold, und auch das Bitten und Beschwören der Frauen vermochte nicht immer die Niederlage abzuwenden. Das fliehende Heer zog sich dann zur Ausgangsstellung zurück, als die uns in vielen Fällen die Wagenburg bezeichnet wird. Diese bestand aus den zusammengeschobenen Wagen, die bei der Wanderung mitgeführt wurden. Doch scheinen solche auch bei anderen größeren Kriegszügen in größerer Zahl mitgenommen worden zu sein. Orosius VI, 21 erzählt jedenfalls von Wagen-

burgen der Cherusker, Sueben und Sigambrer, die sich damals auf keiner Wanderung befanden.

Nach verschiedenen Berichten wurden Lastwagen, Karren und Wagen, auf denen sich Frauen und Kinder befanden, mitgeführt. Schob man sie kreisförmig zusammen — vgl. Ammianus Marcellinus XXXI, 7 und 12 — so entstand ein recht fester Wall, der das Lager gut sicherte, zumal, wenn noch eine taktisch günstig gelegene Stelle dafür ausgesucht wurde. So hat Ariovist sein Lager auf einem Hügel angelegt; die Lagersicherung durch die Wagenburg bewährte sich bei dem Angriff Caesars gut. Dieser konnte das Lager nicht nehmen. (Plutarch, Caesar 19). Innerhalb einer solchen Wagenburg befand sich aber keineswegs nur etwa das Lager kleinerer Einheiten. Ammian XXXI, 7 beschreibt eine riesige Wagenburg, die kreisförmig war und die „unabsehbare" Menge der Goten „wie zwischen Stadtmauern" zusammendrängte.

Die Berichte lassen deutlich erkennen, daß es sich bei der Anlage von Wagenburgen nicht um zufällige Erscheinungen handelt. Alter Brauch und lange Erfahrung fügen im Bedarfsfall Wagen an Wagen, helfen den richtigen Platz für das Lager finden. Es entstehen so Befestigungen, die rasch errichtet und schnell wieder aufgehoben werden können: das germanische befestigte Lager ist leicht beweglich und trotzdem fest. Es ist allem Anschein nach dem schnell aufgeworfenen römischen Lager, das nur für kurze Zeit errichtet wurde, keineswegs unterlegen. Bei der Kriegführung selbst hat es die gleiche taktische Rolle. Es ist der Ausgangspunkt vor der Schlacht, die Rückendeckung, solange sie währt, und zuletzt der Ort, zu dem sich das Heer wieder zurückzieht. Bei Angriffen auf das Lager bietet die Wagenburg den Vorteil, daß die Verteidiger, auf den Wagen stehend, sich über den Angreifern befinden, wie auf einem Wall oder einer niedrigen Stadtmauer (vgl. Caesar, B. G. I, 51; Plutarch, Caes. 19; Script. hist. Aug. XXIII, 13, 9; Ammian XXXI, 7, 15). Besonders lehrreich ist Script. hist. Aug. XXIII, 13, 9. Dort wird von einer Wagenburg berichtet, die als Rückendeckung für die über das Gebirge fliehenden Goten von diesen errichtet wurde.

In der Wagenburg befanden sich während der Schlacht die Frauen und Kinder. Auf den Wagendächern stehend beobachteten sie den Verlauf des Kampfes und griffen, wenn die Not bis zum letzten stieg, von dort wohl auch selbst ein. Plutarch (Marius 19 und 27) weiß davon zu berichten, daß die Frauen die Fliehenden dadurch aufzuhalten suchten, daß sie die sinnlos weiter Flüchtenden einfach niederhieben. Die ambronischen Frauen kämpften dann noch gegen die anstürmenden Römer weiter. Das gleiche wird uns von den Frauen der Cherusker, Sigambrer und Sueben berichtet (Orosius VI, 21). Von den Kimbern erzählt dies wieder Florus I, 38.

Soweit kann aus den alten Berichten das Verhalten der germanischen Frau während der Schlacht im allgemeinen beschrieben werden. Doch gab es noch Ausnahmen, die als ein Abweichen von der allgemeingültigen Regel zu betrachten sind. Dio 71, 3 2 überliefert uns als erster, daß man auf dem Schlachtfeld die Leichen bewaffneter Frauen gefunden habe. Diesem ersten Bericht aus der Zeit der Markomannenkämpfe fügen sich noch zwei weitere aus späterer Zeit an. Unter Kaiser Aurelian wurden sowohl auf dem Schlachtfeld die Leichen bewaffneter Frauen gefunden als auch Frauen gefangengenommen. Diese — es sollen zehn gewesen sein — wurden dann im Triumphzug mitgeführt. (Vita Aurel. c. 34 und Script. hist. Aug. XXVI, 34.)

Die beiden Vorgänge sind aus verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern überliefert. Dies läßt den Schluß zu, daß es sich nicht um Zufälle gehandelt hat. Andererseits läßt es sich auch nicht mit der sonstigen Überlieferung vereinbaren, nach der alle Frauen mit in den Kampf gezogen seien. Hier kann nur die nordische Überlieferung weiterhelfen, um den Fragenkreis etwas genauer zu klären.

In verschiedenen Sagen, die in der Edda überliefert sind, werden uns kämpfende Frauen überliefert; andere nennt wieder die Fornaldarsaga. Erinnerung an die „Schildmaid", die in

der Wikingerzeit eine ganze Flotte befehligt, hat auch die irische Überlieferung erhalten. Die einzelnen Schichten kämpfender Frauen, die geschichtliche Persönlichkeiten sind, in der Sage oder dem Mythos angehören, gegeneinander abzugrenzen, ist eine Aufgabe, die nur sehr schwierig und nur in größerem Rahmen zu lösen wäre. Die Überlieferung hat die Grenzen so stark verwischt, daß sogar bei den meisten Gestalten die Einordnung in eine der drei Hauptgruppen nicht leicht ist. Dabei ist von den Beziehungen der Walküren und Schildmädchen zu den Nornen und Fylgjen noch ganz abgesehen.

Uns muß genügen festzustellen, daß den Walküren eine Gruppe von Mädchen entsprach, die sich kämpferisch betätigte. Daß die einzelnen Züge beider Gruppen so stark verschwimmen, läßt die Annahme zu, daß die Walküren ebenso wie das wilde Heer ihren Ursprung einem Kultgebrauch[2]) verdanken. Jedenfalls ist es das wenigste, was ausgesagt werden kann, wenn man die Kriegerinnen der antiken und der nordischen Überlieferung als das menschliche Vorbild der Walküren bezeichnet.

Kriegerinnen der nordischen Überlieferung im einzelnen aufzuzählen würde zu weit führen. Jeder, dem die Edda vertraut ist, kennt schon aus ihr eine genügend große Zahl von Beispielen. Wichtig, und deshalb näher zu betrachten, sind nur jene Stellen, an denen etwas über die Abstammung und über das Verhältnis der Schildmaiden untereinander ausgesagt wird.

Greifen wir die Völundarkvicka heraus. Hier heißt es in der Prosaeinleitung, daß Wölund und seine Brüder drei Frauen mit Schwanenhemden fanden, die Walküren waren. Zwei Frauen waren Töchter König Hlodwers, und die dritte, eine Tochter des Königs Kjar. Sigrun, die sich Helgi der Hundingstöter zur Gattin gewinnt, war die Tochter Högnis (Helgakvicka Hundingsbana I). Swawa wird als Tochter König Eylimis bezeichnet (Helgakvicka Hjorvarossonar) und Kara als Tochter Halfdans. Man kann den Kreis der Untersuchung weiterziehen: die Mädchen, die als Schildjungfrauen, Schwanenjungfrauen und Walküren bezeichnet werden, sind Töchter von Fürsten und Königen[2]). Das gleiche gilt auch von den Kämpferinnen der geschichtlichen Überlieferung. Auch sie stammen von Helden fürstlicher oder königlicher Abstammung.

Auch bei einem flüchtigen Überblick fällt auf, daß nicht jede Kämpferin als „Walküre" in der nordischen Überlieferung bezeichnet wurde. So etwa Hervör, die Schwester Angantyrs und Hlöds. Diese Bezeichnung scheint also nur einem bestimmten Kreise vorbehalten gewesen sein. Man könnte annehmen, daß dafür entscheidend war, wie weit die Mythisierung fortgeschritten war. Doch dürfte die Lösung in anderer Richtung liegen. Im Helgi Hjörwardsohnslied heißt es im Prosatext vor der 31. Strophe, daß Swawa „nach wie vor Walküre" war, als sie geheiratet hatte. Dies könnte ein Hinweis auf einen Bund von Kriegerinnen sein, die allein als Walküren bezeichnet wurden; aus ihm schieden die Frauen bei ihrer Verheiratung aus. In dem Sonderfall, daß der Gatte sofort nach der Hochzeit wieder zu Kriegsfahrten hinauszog, konnte eine Ausnahme gemacht werden. Andere Gründe für das Bestehen eines solchen Bundes wurden schon oben genannt. — Eine weitere Überlieferung in sehr verdunkelter Form könnte in den Nachrichten über Amazonen auf deutschem Boden stecken. Paul Warnefridssohn I 15 nennt sie uns zuerst. Spätere Erzählungen, die sich vor allem an die volkstümliche Deutung des Ortsnamens Magdeburg anschließen, führen sie weiter. Wenn uns hier die Amazonen ganz nach antikem Vorbild geschildert werden, dann wird dies durch die Gleichsetzung mit den antiken Amazonen bewirkt worden sein. Der Kern dieser Sage dürfte der sein, daß innerhalb Germaniens kleine Gruppen von Kriegerinnen, die irgendwie bündisch zusammengeschlossen waren, bestanden.

[2]) Helg. Hjorv. 28 berichtet, daß es den Feldern Frucht bringt, wenn die Walküren darüber reiten. Seitenstücke dazu bietet die Überlieferung vom wilden Heer.

[2]) Der Ausdruck Walküre wird für Walküren im göttlichen Sinne ebenso gebraucht wie für menschliche Kämpferinnen. Hier sind natürlich nur letztere gemeint. Walküren im engeren, d. h. mythischen Sinne werden natürlich nicht als Töchter von Fürsten bezeichnet.

Ziehen wir von diesen Überlegungen, die infolge der Sprödigkeit und des schlechten Überlieferungsstandes über Annahmen nicht hinausführen konnten, alles Fragliche ab, so ergibt sich doch daraus, daß die menschlichen Vorbilder der Walküren nach nordischer Überlieferung Mädchen waren, die von Fürsten, Königen und Helden abstammten. Deshalb wird die Annahme, daß es sich auch bei den Kriegerinnen der antiken Nachrichten um die Töchter von Fürsten handelte, nicht gänzlich verfehlt sein. Hätten weitere Kreise allgemein in Feldzügen Kriegerinnen gestellt, so hätte dies wohl einen anderen Niederschlag in der antiken, nordischen und deutschen Überlieferung gefunden.

Fassen wir nochmals kurz zusammen: Die germanische Frau hat sich nur in Ausnahmefällen selbst am Kampf beteiligt. Sieht man von der kleinen Zahl von Kriegerinnen, die uns bezeugt sind, ab, so geschah dies nur, wenn die Wagenburg oder die Fluchtburg angegriffen wurde. In diesem Fall blieb nur die Wahl zwischen Ergeben und Gefangenschaft oder Abwehr bis zum letzten. Lieber tot als Sklave!

Gewöhnlich hat die Frau am Kampf nur als anfeuernde Zuschauerin und als Helferin der Verletzten teilgenommen. Sache der Frau war meist auch die Zukunftserkundung vor der Schlacht[3]). Die Frauen, die diese kultische Aufgabe lösen mußten, waren entweder Familienmütter oder Greisinnen.

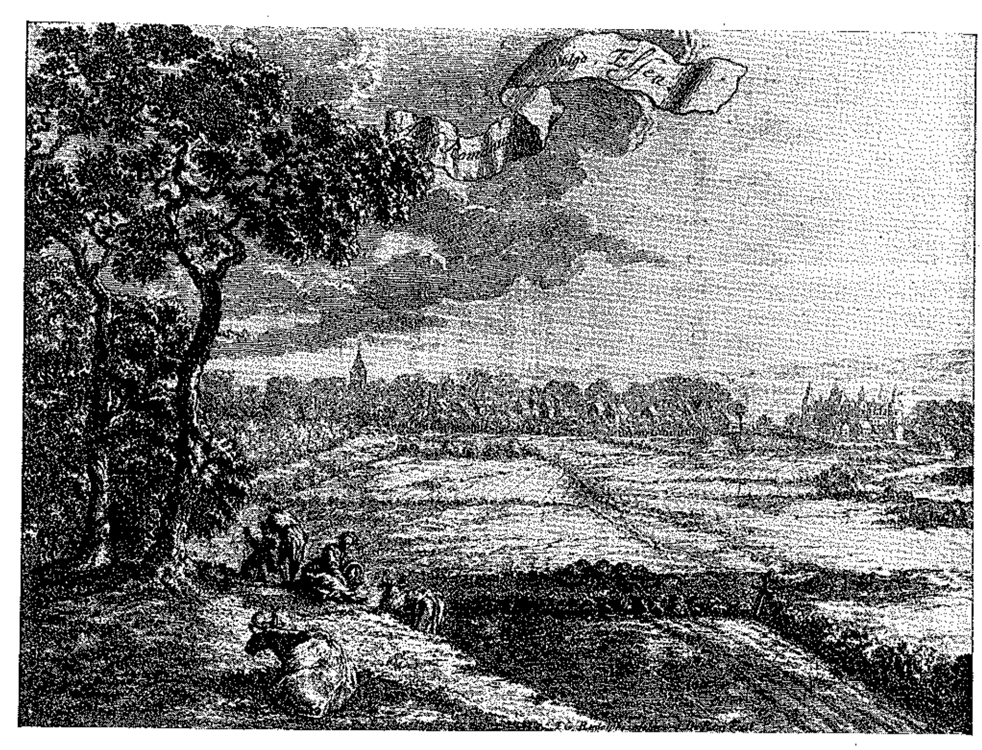
Idistawiso

Von Hjalmar Kutzleb

Es gab keine Täuschung: der Rachefeldzug des Germanicus im Jahre 15 war gescheitert. Der Abgang an Reit- und Troßtieren war so ungeheuer, daß der Ersatz bis aus Spanien herangeholt werden mußte. Die sechs Legionen, die zu Lande marschiert waren, sechzigtausend Mann Sollstärke, hatten fast das ganze schwere und leichte Gepäck eingebüßt, die Waffen weggeworfen oder verschlissen. Waren die blutigen Verluste außer bei Caecina vielleicht nicht einmal sehr schlimm, so war der Abgang durch Krankheit und Unfall um so größer. Was Wunder, daß es die größte Mühe machte, Ersatz zu schaffen, und daß Germanicus in seinem Amtsbereich, so scheint es nach den Quellen, eine Art freiwillige Umlage erhob, weil die ordentlichen Mittel erschöpft waren; was Wunder, daß Kaiser Tiberius nur nach hartnäckigem Drängen seines Neffen einen zweiten Sommerfeldzug nach Deutschland hinein bewilligte. Ihm war vor allem die Rolle, die seine Nichte Agrippina spielte, verhaßt. Ihr Ehrgeiz, meinte er, peitschte den Gatten zu immer neuen Plänen. Sie machte bei den Truppen Stimmung für den Feldzug. Sie hatte in Rom ihre Anhänger in der guten Gesellschaft, zumal unter den Republikanern, die bei einer Thronfolge des Germanicus auf Wiederkehr der guten alten Zeit hofften. Wenn sich der Prinz-Statthalter noch einmal die Genehmigung zu einem Feldzug ertrotzte, so wird er als Gründe für sich ins Feld geführt haben, daß jetzt abbrechen soviel bedeute wie zugestehen, die Deutschen hätten gesiegt, und daß ein solches Zugeständnis gefährliche Folgen für die gesamte Reichspolitik haben werde. Er wird darauf hingewiesen haben, daß die Deutschen durch den römischen Angriff immerhin böse mitgenommen seien und bei einer Wiederholung in die Knie brechen müßten. Er durfte das Glück noch einmal versuchen.

Hatte sich Armin im vergangenen Jahre den Römern nicht so weit gewachsen gefühlt, daß er ihnen eine Schlacht anböte, so änderte sich das durch die Arbeit während des Winters. Zunächst scheint er die Eidgenossenschaft der Westdeutschen erweitert zu haben. Wir hören im neuen Jahr außer den von alten Verbündeten noch von Amsiwariern und Angriwariern. Die

[3]) Neben der Zukunftserkundung durch Frauen kennen wir u. a. auch den Zweikampf zwischen Gefangenen und einem eigenen Krieger. Wie dieser Zweikampf ausging, sollte auch die Schlacht ausgehen.



Aufn. Ahnenerbe

Abb. 1. Das Dorf Elsen bei Paderborn, das früher für das germanische Aliso gehalten wurde

Kupferstich aus den Monumenta Paderbornensia des Ferdinand von Fürstenberg, Bilderausgabe von 1670

deutschen Landwehrtruppen benutzten die winterliche Ruhe zu sorgfältiger Ausbildung. Alle wußten, daß man sich im kommenden Sommer mit Rom in offener Schlacht zu messen habe. Was bewog Armin, abzugehen von dem Grundsatze des verwichenen Jahres, die offene Schlacht zu vermeiden? Germanicus rechnete wohl richtig, daß die Deutschen eine nochmalige gründliche Brandschatzung ihrer Dörfer und Fluren nicht überstehen würden. Der Hunger, die bäuerliche Sorge um Hof und Herd würde sie zermürben. Also mußte Armin das Gesetz des Handelns an sich reißen, dem Gegner beweisen, daß ihm auch die Feldschlacht nicht den erstrebten Sieg brachte.

Germanicus hatte vor, diesmal seine ganze Macht auf dem nördlichen Weg an den Feind zu bringen. Allerdings ließ er, um eine Vereinigung des starken hessischen Heerbannes mit Armin zu hintertreiben, vor Beginn des Sommers einen kleinen Scheinvorstoß ins Hessische machen, doch der blieb sehr bald stecken. Der Prinz selber zog das Feldheer auf dem „Werder der Batawer", dem Lande zwischen den Mündungsarmen des Rheins, zusammen, etwa bei Ütrecht, das später als bedeutender römischer Ort erscheint. Dort war inzwischen eine ungeheure Bootsflotte erbaut worden. Da kam die Nachricht, Armin sei vor Aliso erschienen und belagere es. Seit man in Haltern an der Lippe ausgedehnte römische Festungsanlagen aufgedeckt hat, bleibt kaum ein Zweifel, daß dies Aliso ist. Germanicus hatte den Platz wieder besetzen und verstärken lassen, und mit Grund. Hatte doch die Feste als vorgeschobener Punkt Birten und die Rheinbrücke gegen deutsche Handstreiche zu schützen, zumal da Birten fast die ganze Besatzung an das Feldheer abzugeben hatte und einen Überfall geradezu herausforderte. Aliso durfte nicht in Feindeshand fallen, sollte nicht der gesamte Sommerfeldzug scheitern. Germanicus kam gerade noch recht, die Einnahme des zweiten Werks von Aliso (es war eine Doppelfeste) zu verhüten. Um einen zweiten Angriff unmöglich zu

machen, verstärkte er die Besatzung und baute mehrere Zwischenwerke zwischen Haltern und dem Rhein ein. Das Ganze ein unerwünschter Aufschub des Sommerfeldzugs, ein Gewinn für Armin.

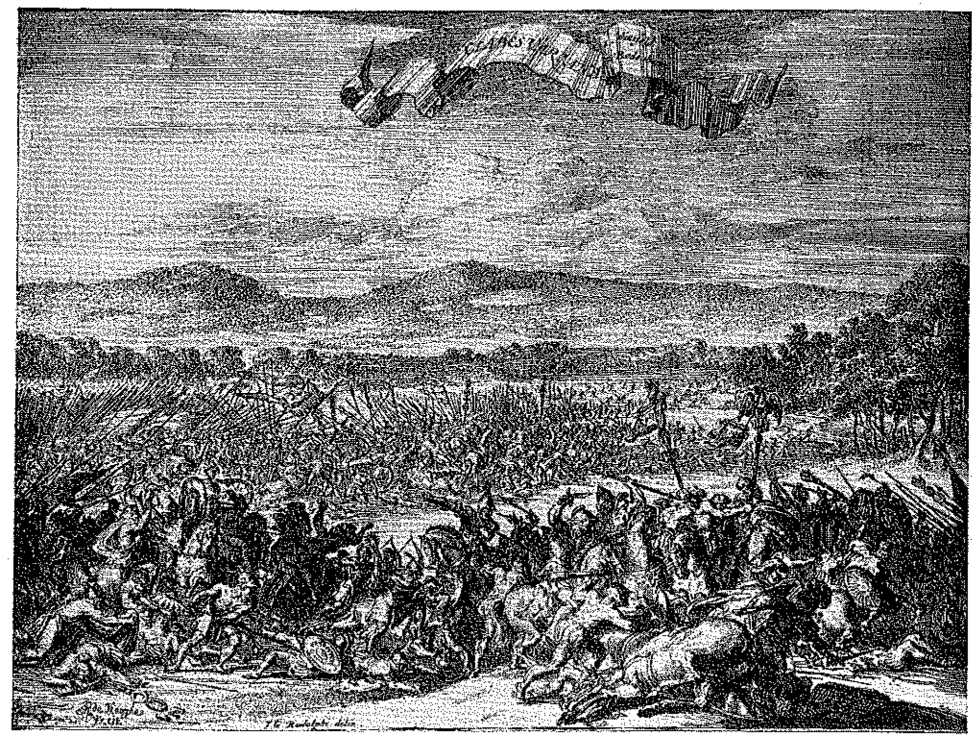
Der Bericht des Tacitus über das Folgende ist so verworren und durch romantische, balladenhafte Züge entstellt, daß alle Versuche scheitern, sich auf Grund hiervon ein Bild vom Verlauf des Feldzuges zu machen. Was wir geben können, ist nur die wahrscheinlichste der möglichen Vermutungen. Zustatten kommt uns dabei, daß bei Leese (Kreis Stolzenau, Weser) eine starke deutsche Landwehr, die als der von Tacitus genannte Engernwall angesprochen werden darf, aufgefunden worden ist, und daß wir damit einen brauchbaren Anhalt für die Örtlichkeiten der Kämpfe gewinnen. Einen zweiten Anhalt haben wir dann in der alten Fliehburg bei Nammen, unweit Bückeburg. Beide Funde verleihen den nebelhaften Angaben des Berichterstatters ein leidlich tragfähiges Gerüst. Wir vermuten so:

Wollte Germanicus Deutschland bis zur Elbe gewinnen, so mußte er den Hellweg beherrschen und zumal die wichtigste Stelle an diesem Wege, die Weserfurt bei Minden. Hatte er diese, so war es ein leichtes, rückwärts den Straßenabschnitt zum Rhein zu behaupten und ostwärts zur Elbe vorzustoßen. Armin hatte das wohl klar erkannt; er sah seinen Vorteil darin, sein Heer rechts der Weser bei Minden zu versammeln, im Süden angelehnt an den Süntel (jetzt fälschlich Wesergebirge genannt), im Norden an die Landwehr der Engern; Wegesperren im Bergwald, Moore und Wasserläufe im Norden und Nordosten machten eine Umgehung der deutschen Stellung unmöglich. Rechts der Weser zog zwar ein wegsamer Streifen nach Norden, aber den schnitt der Engernwall ab. Wollte Germanicus den Marsch zur Elbe, so mußte er ihn an dieser Enge östlich der Weser erzwingen.

Wieder fuhr das feindliche Heer durch den Drusugraben und die Südersee, durchs Wattenmeer und die Ems herauf. Am Landeplatz wurde zum Schutz der Fahrzeuge ein Etappenlager errichtet. Von dort marschierte man auf den vom Vorjahr bekannten Wegen nach Minden, dem einstigen Sommerlager des Varus, ohne Widerstand zu treffen. Aber drüben überm Fluß, so melden die römischen Kundschafter, sind große deutsche Truppenmengen versammelt. Unter ihren Augen durch die Furt den Fluß zu kreuzen, verbietet die Vorsicht. Käme es dann zum Rückzug, so hätte es einer leistungsfähigen Kolonnenbrücke bedurft. Um diesen Brückenbau, der nur wenige Tage in Anspruch nimmt, zu sichern und die taktische Lage zu klären, wirft der römische Feldherr leichte Truppen und Reiterei über den Fluß. Vorher (oder vielleicht auch nachher) begibt sich noch etwas Eigentümliches.

Im römischen Heer steht auch der Bruder Armins, Flavus, Offizier von höherem Rang. Zwischen ihm und seinem Bruder findet eine Unterredung statt, nach Tacitus auf den Wunsch Armins, der von der Anwesenheit seines Bruders auf eine nicht erklärte Weise Kenntnis erhalten hat, in Wahrheit wohl umgekehrt. Germanicus scheint diese Unterredung herbeigeführt zu haben, und selbst in dem theatralischen Berichte des Tacitus schimmert noch die Absicht dieser Unterredung durch: Flavus soll seinen Bruder zur friedlichen Unterwerfung bestimmen. Der Versuch scheitert. — Germanicus begriff einen Armin nicht. Armin und Rom, das war der Freiherr vom Stein und Napoleon. —

Also muß die Vorhut hinüber. Und nun die erste Schlappe. Die ausgezeichnete batawische Reiterei, von ihrem Herzog Harald (Chariowalda) angeführt, läßt sich in eine Falle locken und wird aufgerieben; die übrigen römischen Truppen müssen fluchtartig über die Weser zurück. Es bleibt kein Zweifel, Armin sucht die Entscheidung. Den Brückenbau zu stören, unterläßt er. Als der fertig ist, rückt Germanicus mit gesamter Macht hinüber. Die Front der Eidgenossen erwartet ihn. In der kleinen Ebene, südöstlich Minden, nördlich des Gebirges, entbrennt die Schlacht. Was Tacitus über diese Schlacht bei Idistawiso berichtet, ist Ballade. Was als sicher daraus entnommen werden darf, ist der Sieg der Römer und die Verwundung Armins. Sein Oheim Ingomar, der schon im Vorjahr als hervorragender Führer der



Aufn. Ahnenerbe

Abb. 2. Darstellung der Varusschlacht aus den Monumenta Paderbornensia des Ferdinand von Fürstenberg

Deutschen, freilich auch als unbesonnener Draufgänger genannt wird, scheint ihn unterstützt und zeitweise im Oberkommando vertreten zu haben.

Was brachte der Sieg den Römern?

Der Deutsche jener Tage hatte eine eigentümliche Auffassung von einer Schlacht. Sie war ihm ein Gottesgericht, gegen das es keine Berufung gab. Der Besiegte hatte sich zu unterwerfen. Daher genügte in Feldzügen gegen Deutsche fast stets ein einziger siegreicher Schlag zur Entscheidung, und daher sparte der deutsche Schlachtenlenker auch keine Reserven auf, im schroffen Gegensatz zum Römer, der auch Niederlagen mit in Rechnung setzte. Germanicus scheint denn in der Tat der Meinung gewesen zu sein, mit der Schlacht bei Idistawiso sei ihm die ersehnte Frucht seiner Mühen in die bereite Hand gefallen. Die Enttäuschung kam schnell und bitter. Die geschlagenen Deutschen wichen keinen Fußbreit aus den Waldlagern und Verhacken am Gebirge und am Hellweg; ein Vormarsch nach Osten blieb nach wie vor unmöglich.

Es mutet an wie Blücher und seine Preußen zwischen Ligny und Waterloo. Eine schwere Niederlage, aber ein ungebrochener Wille bringt den Gegner um die Frucht seines Sieges. Wir feiern noch heute Armin als den Sieger über Varus; aber der Besiegte von Idistawiso hat Größeres geleistet. Schon auf die Truppenstärken gesehen, geschah hier Größeres. Achtzigtausend Mann hatte Germanicus ins Feld gestellt, und davon kamen doch wohl zwei Drittel an der Weser auf den Plan. Annähernd gleich stark müssen die Deutschen angenommen werden. Taktisch konnte Germanicus seine geschulte Truppe voll ausnutzen, aber die deutsche Landwehr hatte offenbar auch dazugelernt und geriet, geschlagen, nicht aus den Fugen, blieb fest in der Hand ihrer Führer. Noch im Berichte des Tacitus klingt etwas von der Ratlosigkeit durch, worein sich Germanicus alsbald nach der Schlacht versetzt sah. Die vernichtet

geglaubten Deutschen griffen nach ein paar Tagen, wenn auch nur in kleinen Unternehmungen, wieder an, dachten nicht daran, den Hellweg preiszugeben.

Um aus der unhaltbaren Lage, eingeklemmt zwischen der Weser und den Wäldern, herauszukommen, wendet sich Germanicus rechts des Flusses hinab nach Norden. Aus dem Mittelalter ist eine Straße bezeugt, die von Minden weserabwärts nach der Niederelbe führte. Bestand sie schon in der Frühzeit, und das ist durchaus wahrscheinlich, so war es vielleicht die Absicht des Germanicus, auf ihr zur Elbe durchzustoßen, vielleicht in Zusammenarbeit mit der Flotte. Vielleicht aber war dieser Linksabmarsch nach Norden auch nur ein Manöver, die Deutschen aus ihrer Stellung gegenüber von Minden herauszulocken. Jedenfalls kam es zu einer zweiten Schlacht, am Angriwarierwall, der Sperre zwischen Weser und Moorwald.

Der glückliche Spürsinn eines für die Heimatgeschichte begeisterten Niedersachsen hat 1925 den Angriwarierwall wiedergefunden. Damit erhalten die schwanken Angaben des Tacitus einen Angelpunkt, von wo aus sich das ganze Bild des Feldzugs vom Jahre 16 klärt. Aber mehr! Daß die Germanen ihren römischen Gegnern an schneidigem Angriffsgeist überlegen, an Führung der Feldschlacht nahezu ebenbürtig waren, ließ sich wohl nicht leugnen, nachdem es die Römer selber zugegeben hatten. Daß sich diese selben Draufgänger aber auch auf die Kunst des Festungsbaus und auf zähe Abwehr nicht schlecht verstanden, ist bis heute nicht hinlänglich gewürdigt, vielleicht wegen des überstrahlenden Glanzes der großen Feldschlachten. Hier zeugt nun vernehmlich jener Wall der Engern. Er schied die Angriwarier unterhalb und die Cherusker oberhalb am Strom. Westlich lehnte er sich bei Leese an die Weseraue mit ihren Altwässern und Moorwiesen, östlich an den Bruchwald, der die Meeraue beiderseits begleitet. Er war 1800 Meter lang und aus Plaggen geschichtet, an der südwärts weisenden Stirnwand aber mit Plankenwerk verkleidet und durch einen Wallgraben gedeckt. Tacitus berichtet, hier sicherlich ein zuverlässiger Gewährsmann, daß der Sturmangriff der römischen Infanterie an der Stärke des Werkes und der nachdrücklichen Verteidigung gescheitert sei. Erst als die römische Artillerie, die Ballisten und Katapulten, die Verteidiger niedergekämpft hatte, gelang der Sturm des Fußvolkes. Aber aus den Wäldern auf ihrer rechten Flanke konnten die Römer die Deutschen nicht vertreiben; nur ein Teilkorps der Römer stieß noch weiter nach Norden ins Gebiet der Angriwarier vor. Die Hauptmacht blieb an den Gegner gebunden. Das Gesetz des Handelns war und blieb bei Armin. (Es verdient der Erwähnung, daß der Lehrmeister Scharnhorsts, Wilhelm von Schaumburg, die Anlage einer Sperre erwog, die sich von der Weser etwa in der Gegend bei Leese nach dem Steinhuder Meer mit der Feste Wilhelmstein und von da südwärts zum großen Heerweg Bückeburg—Hannover ziehen sollte und der Minden als Brückenkopf an der Weser vorgelagert war. Denn auch er rechnete mit dem Feind aus dem Westen. Es ist, wie man sieht, der gleiche Raum, in dem die Abwehrkämpfe Armins spielen.)

Immerhin war nun das Land zwischen Rhein und Weser in römischer Hand; es schien möglich, sich in Minden einzurichten, um von dort den Feind in Schach zu halten und im nächsten Jahre den Krieg fortzusetzen. Nichts davon geschah. Mitten im Sommer brach Germanicus den Feldzug plötzlich ab und ging an die Ems und von da an den Rhein zurück. Warum?

Etwas verloren und ohne rechten Zusammenhang berichtet Tacitus, das Heer sei im Rücken durch einen Angriff der Angriwarier bedroht, und eine Marschabteilung sei gegen diese gesandt worden.

Nach der Rückkehr an den Rhein, erfahren wir, wendete sich der Statthalter selber gegen die Marsen (im bergischen Land), eines seiner Korps gegen die Hessen. Da liegt der Grund für den Rückzug versteckt. Von Armin laufen Fäden bis vor das Etappenlager an der Ems, bis vor Aliso, bis vor Mainz. An allen drei Stellen greifen die Deutschen an, vermutlich gleich nach der Brotfruchternte. Der Rückzug der Römer, die Rheinlinie selber sind schwer bedroht; nur Eile kann retten. Also Befehl zum Rückmarsch, das bittere Ende.

Tacitus gesteht nicht ein, was den vergötterten Liebling seiner Feder in die Knie zwang, erfindet eine abenteuerliche Geschichte von einem Sturm auf der Nordsee, der die Transportflotte bitterböse mitgenommen hätte, aber er trägt die Farben zu dick auf, als daß wir ihm diesen Sturm glaubten. Und vor allen Dingen fällt die Entscheidung des Feldzugs vor dem Sturm auf dem Rückmarsch, nicht ist erst der Sturm das Signal für die Deutschen zum Angriff.

Armin hatte Rom besiegt, hatte den zweiten Versuch, Deutschland bis zur Elbe zu unterwerfen, vereitelt, aber diesmal im Ringen mit einem an Mitteln überlegenen Gegner. Deutschlands Freiheit war zum andern Male erkämpft. Zwischen dem Varuskrieg und dem mit Germanicus waltet ein ähnlicher Unterschied wie zwischen den beiden ersten Schlesischen Kriegen und dem Siebenjährigen Krieg.

Germanicus, beinahe knabenhaft eigensinnig, will einen dritten Feldzug wagen, aber nun hat Tiberius genug. Des Kaisers Heer ist ein zu kostbares Werkzeug, es an der zähen Kraft dieser Deutschen zu vernutzen, nur weil sich ein ehrgeiziger Prinz in den Kopf gesetzt hat, seinem Namen Germanicus nachträglich die Berechtigung zu geben. Es war minder bedenklich, Deutschland sich selbst, seinen inneren Fehden zu überlassen. Der Kaiser befahl; Germanicus trat vom Statthalterposten am Rhein zurück. Die römische Politik beschränkte sich wieder, wie nach der Teutoburger Schlacht, auf die Behauptung der Rheinlinie, und Armin verzichtete gleichfalls wie nach dem Jahre 9 auf einen Angriff nach Gallien hinein.

Wir entnehmen die vorstehende Schilderung der Schlacht an der Weser dem schönen Buche „Arminius" von Hjalmar Kutzleb, das in der Reihe der „Westfalen-Bücher" im Verlage der Universitätsbuchhandlung Coppenrath in Münster erschienen ist (geb. 1,25 RM.). Zur Wertung des Berichtes von Tacitus und der strategischen Leistung Armins verweisen wir auf den Aufsatz von Hellmuth Gruß, Arminius als Feldherr in der Auseinandersetzung mit Germanicus in den Jahren 15 und 16 n. Zw. (Germanien 1939, S. 410 ff.).

Die Fundgrube

Das Eisen dem Vaterlande — das Erbgut der Heimat!

Kriege werden mit Blut und Eisen geführt; die Sammlung alles alten Eisens und anderer kriegswichtiger Metalle ist daher das Gebot der Stunde und somit ein Gebot unserer Zukunft. Das bedeutet freilich nicht, daß alles wertvolle Erbgut unserer Ahnen, das in Eisen ausgeführt ist, nun zum „alten Eisen" geworfen werden soll. Der Geschäftsführer des Deutschen Heimatbundes erläßt daher den nachstehenden begrüßenswerten Aufruf an die Landesvereine:

„Die mit anerkennenswerter Tatkraft durchgeführte Alteisensammlung bildet, abgesehen von ihrem eigentlichen Zweck, ein wertvolles Mittel, das Gesicht von Stadt und Land zu entschandeln. So fiel bereits und fällt noch im Zuge der Schrottsammelaktionen eine erfreulich gewaltige Zahl von protzigen und sonstigen minderwertigen Gittern vor allem an Vorgärten, die man besser mit einer Hecke begrenzt oder als Grünstreifen vom Gehsteig absetzt. Und werden zugleich beispielsweise verwahrloste oder auch verfallene schmiede- und gußeiserne Grabeinfassungen und Grabzeichen ohne geschichtlichen, handwerklichen oder künstlerischen Wert beseitigt, so kommt das der Haltung der Friedhöfe nur zugute.

Es liegt jedoch nicht im Sinn dieser Sparmaßnahme, daß ihr auch denkmalpflegewürdige Ausführungen und solche von besonderer handwerklicher Güte zum Opfer fallen. Zu diesen gehören im allgemeinen *eiserne Grabmäler* und Grabeinfriedigungen, die *älter als etwa 100 Jahre* sind. Zu ihnen gehören auch die alten *geschmiedeten und gegossenen Grabkreuze*, auf denen sich übrigens häufig vorchristliche Sinnbilder erhalten haben.

Ich fordere hiermit erneut die Landesvereine des Deutschen Heimatbundes auf, sich den Gaubeauftragten für Altmaterialerfassung der NSDAP. zur Verfügung zu stellen. Sie wollen dafür sorgen, daß sich berufene Persönlichkeiten unter ihren Mitgliedern bzw. ihren örtlichen Arbeitsgruppen, soweit es noch nicht geschah, als beratende Kräfte der jeweiligen Dienststellen für die Durchführung der Aktionen einschalten, damit die wirklich wertvollen Denkmäler, Gitter u. dgl. erhalten bleiben. In Zweifelsfällen werden die zuständigen Konservatoren zu befragen sein, die maßgeblich für die denkmalpflegerische Bewertung der Stücke sind.

Sollte trotz allen gerade auch vom Standpunkt der Familien- und Sippenforschung gegebenen schonenden Umgangs mit derartigem Erbgut in Einzelfällen die Erhaltung derartigen Kulturguts nicht möglich sein, so ist es erwünscht, daß *wenigstens gute Lichtbildaufnahmen* bzw. maßstäbliche Zeichnungen von den betreffenden Gegenständen angefertigt und der wissenschaftlichen Forschung bereitgestellt werden."

Dasselbe gilt natürlich auch für das Kulturgut, das in Kupfer, Bronze, Messing oder Zinn ausgeführt ist. Die Schriftleitung ist gern bereit, Aufnahmen solchen Kulturguts, das nicht erhalten werden konnte, zu sammeln und der wissenschaftlichen Forschung dienstbar zu machen, damit es nicht spurlos vergeht.

Pl.

Zur Zeitbezeichnung „untarn"

Friedrich Mößinger behandelte in der „Fundgrube" des Januarheftes die achtteiligen Sonnenuhren und dabei das Wort „undern" im Sinn von „Nachmittag". Hierzu den vielleicht ältesten Beleg: in der Mondseer (jetzt Wiener) Liederhandschrift des ausgehenden 14. Jahrhunderts beginnt eines der Lieder des Münchs von Salzburg, genannt „Das khühorn": „*Untarn* slaf tut den sumer wol", wobei die Bemerkung steht: „Untarn ist gewonlich reden ze Salzburg vnd bedeutt, so man izzet nach mittem tag vber ain stund oder zwo." Dazu beachte man, daß der „Untersberg", in dem Kaiser Karl schlafen soll, genau südsüdwestlich von Salzburg liegt, was dem Sonnenstand dieser Stunde entspricht.

H. J. Moser

Die Bücherwaage

Zimbrische Sprachreste, Teil I, Texte aus Giazza (13 Gemeinden ob Verona). Nach dem Volksmunde aufgenommen und mit hochdeutscher Übersetzung herausgegeben von *Bruno Schweizer*. 144 S. Gr.-8°. (Schriftenreihe Deutsches Ahnenerbe, Reihe B, Band 5.) Verlag Max Niemeyer, Halle 1939. Geh. RM. 12,—.

Die Geschichte der sogenannten Zimbern in den dreizehn und den sieben Gemeinden ist die Geschichte eines germanischen Volkssplitters in romanischer Umgebung und spiegelt so das Schicksal zahlloser Versprengter des germanischen Volkstums wieder, wie es sich auch anderswo vollzogen hat, wie es aber nur selten noch so genau erkannt werden kann. Der erste, der auf die „Veronesischen und Vincentinischen Cimbern" hinwies und eine Teilmundart mit einem Wörterbuch niedergeschrieben hat, war Marco Pezzo, ein Priester in San Bartolo um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Das Buch wurde 1771 durch eine in Hamburg erschienene Übersetzung in Deutschland bekannt, und seitdem ist die Teilnahme an den kleinen Resten der Völkerwanderungsgermanen am südlichen Alpenhange in der deutschen Forschung nicht mehr erloschen. Namen wie Schmeller, die Brüder Francesco, Cipolla und Cappelletti zeigen, daß deutsche und italienische Wissenschaft hier ein gemeinsames Feld der Forschung gefunden haben, das der Gemeinsamkeit ihrer Arbeitsgebiete auf vielen Gebieten entspricht.

Schweizer hat mit seiner Untersuchung, die ein Handbuch des Zimbrischen in den dreizehn Gemeinden darstellt, aufs beste an die bisherigen Forschungen angeknüpft. Was in dem Buche steht, ist alles selbst erarbeitet; die Erzählungen sind unmittelbar aus dem Volksmunde aufgenommen, und die von ihm für diesen Zweck geschaffene Lautschrift entspricht der im allgemeinen recht schwierigen zimbrischen Aussprache auf das genaueste und ist doch so eingerichtet, daß man sich bald darin eingelesen hat. Der Überblick über die zimbrische Grammatik führt in das Wesentlichste ein; man kann sich daraus ungefähr ein Bild machen von dem Zustande germanischer Sprachsplitter längs der ganzen germanisch-romanischen Grenze in früheren Jahrhunderten, bevor sie in der romanischen Sprache der Umgebung aufgingen. So sind denn auch die vielen Doppelformen und Synonyme schon ein Kennzeichen für eine untergehende Sprache. Die beigegebenen Gedichte zeigen jedoch, daß es dieser Sprache nicht an melodischer Ausdrucksfähigkeit fehlt, man darf sie überhaupt nicht als irgendeine Mundart abtun; das Zimbrische ist im eigentlichen Sinne eine „Zweigsprache", die ihren eigenen Gesetzen gehorcht. So können sich die Zimbern auch zum Aus-

druck schwieriger Begriffe ihrer eigenen Sprache bedienen, wie Schwänke und lehrhafte Stücke (z. B. Nr. 87 und 88) beweisen. Daß bei diesen „Zimbern", wie bei den Cimbern vor 2000 Jahren, eine weit zurückreichende geschichtliche Erinnerung lebt, zeigen die Ausführungen eines Bauern über die Geschichte der Zimbern: „Als die alten Zimbern herunterkamen und hier in die Berge kamen, regierten sie sich selbst wie die Republik von San Marino ... und sie machten sich selbst ihr Recht und straften selber diejenigen, die dagegen verstießen."

Die mitgeteilten Erzählungen aus Volksmund enthalten viel volkskundlich und sagengeschichtlich Wichtiges. So die Geschichte von der Bahrprobe (49), ferner die Geschichten von den „Seligen Leuten" (50—55) und die von dem „Orke", in dem wir sicher den „Orco" wiedererkennen, der in dem Liede von Dietrich von Bern und Virginal vorkommt. Der „Orke vom Walde", der das Holz im Walde niederbricht (60), hat Ähnlichkeit mit dem Ecke des Eckenliedes; so kann man in manchem auch eine Fortsetzung des alten Wodan darin erkennen, während die „seligen Leute" ganz dem isländischen „huldufólk" entsprechen. Die Bezeichnung „Hoiand" für den Winterdämon gehört zu dem „Valant" unserer mittelhochdeutschen Sage. Der Wiedergänger ist in Giazza nur noch andeutungsweise zu erkennen; es fehlt hier die Bezeichnung, die der Verfasser dafür in Roana in den sieben Gemeinden festgestellt hat: „Vörpos", das genau dem langobardischen „Walapauz" entsprechen dürfte (S. 63). Die Frage, ob die Zimbern unmittelbar auf die Völkerwanderungsgermanen zurückgehen oder eine germanische Einsprengung aus der späteren deutschen Zeit sind oder beides zugleich, ist noch nicht mit Sicherheit entschieden. Zusammenhänge wie der soeben genannte werden für die erstere Möglichkeit sprechen. Vielleicht gelingt es der weiteren Forschung, zu der das Buch Schweizers viel Wertvolles beisteuert, auch diese Frage zu lösen.

J. O. Plassmann

Von deutscher Art. Dem Präsidenten der Deutschen Akademie Ludwig Siebert zum 65. Geburtstag gewidmet. Deutsche Akademie München, 1939. 130 S. u. 6 Bildtafeln.

In eindringlichen Worten kündet die Festgabe der Deutschen Akademie München an ihren Präsidenten Ludwig Siebert von deutscher Art und deutschem Wesen. In zehn Beiträgen, die alle trotz der gebotenen straffen und knappen Darstellung tiefschürfend das Wesentliche hervorheben, werden Sprache und Dichtung, Bilden, Bauen und Musik, technisches Schaffen und Wirtschaftsführung, Soldatentum und Erziehung, Landschaft und Städtebau geschildert. Wirkungsvoll unterstützen die schönen, zum Teil vielfarbigen Bildtafeln die einzelnen Untersuchungen, von denen es jede einzelne verdienen würde, ausführlich gewürdigt zu werden. So läge es uns im Rahmen dieser Zeitschrift besonders nahe, Georg Schmidt-Rohr, „Von Sprache und Volksartung", näher zu beleuchten, der zur Schlußfolgerung kommt, „daß ein Brunnen belebender Kraftströme für viele Bereiche des völkischen Daseins, der Volkstumserhaltung und -erhöhung angebohrt wird, indem die schicksalstiefe Gebundenheit deutscher Artung in deutscher Sprache aufgewiesen wird . . . Denn im Kern ihres Wesens ist nicht nur das Sprechen, sondern auch die Sprache in ihrer Begrifflichkeit ein Tun, ein volkhaft brauchtümliches geistiges und seelisches Tun, ist sie unmittelbar dem Volkswesen entbundene, auf das Volksleben hinzielende, lenkende Kraft". Allein, dies würde schon zu weit führen, werden doch hier wie in jedem der anderen Beiträge viele Fragen aufgeworfen, neue Hinweise und Blickpunkte neben schöner Zusammenschau geboten, daß der Rahmen einer kurzen Anzeige gesprengt werden müßte. Nur auf Friedrich von Cochenhausen, „Deutsches Soldatentum", sei noch kurz verwiesen, der auch die soldatische Art und Leistung in germanischer Zeit kurz beleuchtet. Hier wird es noch Aufgabe der Forschung sein müssen, die Einzelheiten genauer aufzuklären und damit das gezeichnete Bild zu stützen oder in einzelnen Punkten zu verbessern.

B. Hellmer

Schrift und Schriften im Leben der Völker. Von Alfred Petrau. (Veröffentlichungen der Hochschule für Politik, Forschungsabteilung, Sachgebiet: Volkstumskunde, Band 2.) Essener Verlagsanstalt 1939. RM. 18,—.

Ganz allgemein ist Schrift zunächst objektivierter Bewußtseinsinhalt; im Akte des Schreibens wird ein Bewußtseinsinhalt Gestalt. Demgemäß ist Schrift auf zwei Ebenen bedeutend: einmal als Aussage, zum anderen als Ausdruck. Schrift als Ausdruck ist Selbstdarstellung des Schreibers in seinem Verhältnis zur überlieferten Schriftform; damit befaßt sich die Graphologie. Die überlieferte Schriftform als Schöpfung einer Rasse, eines Volkes, einer Kultur ist ein Phänomen, zu dessen Verständnis die charakterologische Betrachtungsweise der Graphologie nicht ausreicht. Zu allererst erhebt sich hier die Frage: wie kommt es überhaupt zur Schrift, sodann: wie zu den verschiedenen bestimmten Schriften. Hiervon geht Petrau aus.

Derjenige Begriff, von dem aus und auf den hin Petrau die Ordnung des ungeheuer ausgebreiteten und vielgestaltigen Materials vornimmt, ist der der Entwicklung. Dabei handelt es sich freilich um einen ganz neuen Begriff von Entwicklung, der von dem in den historischen Wissenschaften heute — wenn auch nicht widerspruchslos — herrschenden wesentlich verschieden ist. Für

Petrau ist Entwicklung die zeitliche Entfaltung, Ausgliederung und Verwirklichung eines potentiell wirklichen Selbst, einer überzeitlichen Wesensganzheit. Die Notwendigkeit des einzelnen Phänomens ruht nun nicht mehr in dem in ihm zeitlich vorangehenden, sondern sie ergibt sich aus seinem geistigen Orte in der übergeordneten Entwicklungsganzheit. Solche Entwicklungsganzheit sind als Kulturträger die Völker, als Kulturschöpfer die Rassen.

Es versteht sich aus mancherlei Gründen, auf die hier nicht eingegangen werden kann, daß die Gesetzmäßigkeit im Ablaufe einer jeden ganzheitlichen Entwicklung, zuletzt der ganzheitlichen Entwicklung überhaupt, als Rhythmus erscheinen muß und Anschauung allein in der Analogie werden kann; denn nicht die Zeit als Kontinuum, sondern der Rhythmus ist die Erscheinungsweise lebendigen Geschehens in der Zeit; der unendliche, gleichförmig getaktete Ablauf der abstrakten Zeit, für den Historizismus das Absolute schlechthin — daher der immer steigende Wert, der den Fragen der Datierung beigemessen wird —, ist hier ein Relatives. Das von Petrau befolgte Prinzip, die geistige Entwicklung des Kindes als Analogon jeglicher Entwicklung im Bereiche des Geistigen darzustellen, ist an sich nicht neu. Die psychologischen Kategorien zur überzeugenden Darstellung solcher Reihen hat aber erst Petrau, in genialer Weise auf den bisherigen Leistungen der Psychologie aufbauend, entwickelt und in dem vorliegenden Werke zum ersten Male mit außerordentlicher methodischer Bewußtheit und Folgerichtigkeit vorgeführt.

Bei allen Aeußerungen der Kultur drängt sich der Forschung immer stärker die Echtheitsfrage auf: bodenständig oder „übernommen"? Die Methoden des Historizismus können auf folgerichtige Weise in keinem Falle zu einer entschiedenen Bejahung oder Verneinung der Echtheitsfrage führen. Im Ganzen der Petrauschen Betrachtungsweise ergeben sich ganz neue Kriterien zur Entscheidung der Fragen, welche die Zusammenhänge und Beziehungen zwischen Rasse, Volk und Geschichte betreffen. Die Fruchtbarkeit seiner Methode erweist sich besonders auch bei der Behandlung der Runen, für die er die Echtheitsfrage eindeutig bejaht. Die Runen seien ihrer Gestalt nach der unverfälschte artgemäße Ausdruck der eigentümlichen Erlebnis- und Gestaltungsweise der nordischen Rasse, als deren Kernvolk ja die Germanen wohl betrachtet werden dürfen. Ferner tragen die germanischen Runen auch in der Hinsicht den Stempel der Bodenständigkeit, daß gerade die Germanen von allen Völkern nordischer Prägung am spätesten und unter Ueberwindung innerer Widerstände zur Ausbildung einer Gebrauchsschrift gelangt sind; die Runen gehörten durchaus dem religiösen Bereiche an und erweisen sich eben dadurch als ursprünglich, als ursprungsgebundene Selbstverwirklichung. — Die Diskussion um die Runen wird aus der Beschäftigung mit der Methode Petraus wertvolle Anregung zu schöpfen wissen.

Die epochemachende Bedeutung dieses Werkes scheint uns in folgendem zu liegen: es ist Petrau gelungen, den Weg zu einem Ziele zu eröffnen, das in der Geistesgeschichte der Neuzeit zuerst Giambattista Vico, der große vergessene Zeitgenosse und Antipode des Descartes, zuletzt Hegel angestrebt hat; mit beiden verbindet ihn manches, von beiden unterscheidet ihn die ungeheure Konsequenz der Methode im ganzen, die Fruchtbarmachung und Fortführung neuester Erkenntnisse auf dem Gebiete der Psychologie im allgemeinen und die Treue der Beobachtung im einzelnen; jenes Ziel aber ist: Verständnis der geahnten Gesetzmäßigkeit in der Geschichte.

Hans Bauer

Die Gudrunlieder der Edda. Von Rose Zeller. (Tübinger germanistische Arbeiten 26, Studien zur nordischen Philologie 5.) 116 S. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart-Berlin, 1939. RM. 6,—.

Im Gegensatz zur alten Nibelungendichtung, in der die weibliche Hauptrolle Brunhild zugeteilt war, rücken fünf Eddalieder des 12. und 13. Jahrhunderts Gudruns schweres Schicksal in den Mittelpunkt ihrer Darstellung. Rose Zeller behandelt die literaturgeschichtliche und sagenkundliche Stellung dieser Lieder auf Grund der Forschungsergebnisse, die Andreas Heusler in der Literaturgeschichte, Hermann Schneider auf dem Gebiet der Heldensage und Gustav Neckel bei der Textgestaltung der Edda erreicht haben. Für weitere Kreise sind besonders die Einleitung und die zusammenfassenden Abschnitte als Darstellungen der Forschungslage wertvoll, während die Einzelangaben der Verfasserin vielfach eine genauere Kenntnis der altnordischen Fassung der Lieder voraussetzen. Zeller arbeitet sehr vorsichtig und verzichtet meistens darauf, über die mehr oder weniger sicheren Annahmen ihrer Vorgänger hinauszugehen, obwohl es in den Gudrunliedern nicht an Forschungsaufgaben fehlt, die zu erneuter Behandlung reizen (man erwartet z. B., daß die neue Bearbeitung der Gudrunlieder die eine oder andere schwierige Textstelle unserem Verständnis erschließt); die Stärke ihrer Arbeit liegt in der Klärung des künstlerischen Baues der Gudrunlieder, wobei sie offenbar manche wichtige Anregung der Arbeitsweise verdankt, die man bei der Betrachtung der mittelhochdeutschen Lyrik anwendet und die auf diese jüngeren Eddalieder besonders leicht übertragen werden kann.

Siegfried Gutenbrunner

Volkstumsatlas von Niedersachsen. Von Wilhelm Peßler. Lieferung und Verlag Georg Westermann, Braunschweig. 1939. 5 Textseiten u. 5 farbige Karten. Großfolioformat. RM. 6,—.

Die vorliegende Lieferung behandelt in der bekannten übersichtlichen und genauen Darstellungsweise die Fragen: Welches Wesen sitzt im Mond? Wer bringt die kleinen Kinder? Brauchtum der Vorweihnachtszeit und Arten und Formen des täglichen Brotes. Damit kommen Glaube, Brauch und Sachkultur gleichmäßig zur Kenntnis. Die Texte zu den einzelnen Karten erläutern in knapper Kürze Wesen, Gestaltung, Sprachliches, Verbreitung und Zusammenhänge. Besonders hervorzuheben ist die Karte 19: Brauchtum der Vorweihnachtszeit (Nikolaus u. a.), die das germanische Erbe in diesem Brauchtum gut erkennen läßt.

H. Zwölfjahr

Vom Ursprung der Runen. Von F. Altheim und E. Trautmann. (Deutsches Ahnenerbe, Reihe B: Fachwissenschaftliche Untersuchungen. Arbeiten zur Germanenkunde, Bd. 3.) Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M. 1939. 92 Seiten und 24 Tafeln mit 73 Abbildungen. RM. 6,— und 8,—.

Die vorliegende Untersuchung geht von den Inschriften und Felsbildern in der Val Camonica aus, die, wie die sprachliche Untersuchung ergab, von einem latinisch-faliskischen Volke stammt, also einem der beiden Hauptzweige der indogermanischen Italiker. Höchst bedeutsam für die Germanenkunde ist es, daß die am nächsten verwandten Zeichnungen unsere nordgermanischen Felsbilder sind, die sogar als Vorstufen und Vorbilder gelten dürfen. In ihnen wie in den Zeichnungen der Val Camonica finden sich die gleichen Sinnbilder, die man später in den norditalienischen Alphabeten als Lautzeichen und in den Runenreihen als Lautzeichen und Sinnbilder wiederfindet. Die Inschriften in der Val Camonica sind in dem sog. euganeischen Alphabet abgefaßt, das stark von den genannten altnordischen Sinnbildern durchsetzt ist, in das jedoch in zunehmendem Maße lateinische Buchstaben eingedrungen sind. Aus diesem schichtenweisen Eindringen lassen sich gewisse Entwicklungsstufen herausarbeiten, deren Erkenntnis auch zu wichtigen Nebenergebnissen führt: so muß der Helm B von Negau mit der bekannten germanischen, aber in italischen Lettern angebrachten Inschrift in das dritte Jahrhundert v. Zw. gesetzt werden. Die Hauptthese der Verfasser ist es, daß die Weiterbildung urgermanischer Sinnbilderreihen zu einer Lautzeichenschrift, also die Ausbildung der Runenreihen, von den norditalischen Alphabeten ausgegangen ist, und zwar durch die Vermittlung der Kimbern. Wenn die Kimbern nach diesem Vorbild griffen, obschon es bereits im Verfall begriffen war, so muß die in den urnordischen Sinnzeichen liegende Verwandtschaft den Anlaß gegeben haben. Diese Ansicht wird von den Verfassern überzeugend begründet. Wie die Weiterverbreitung vor sich gegangen ist, ist nicht so klar zu übersehen. Die Verfasser haben jedoch den bekannten Teutonenstein von Miltenberg auf runische Reste untersucht, die von einem römischen Steinmetz bei der Anbringung der bekannten Inschrift benutzt wurden. Auch auf die letztere fällt dabei neues Licht; sehr bedeutsam ist die von den Verfassern versuchte Verbindung des Namens der Ambronen mit dem benachbarten Amorbach (Ammerbach) und Amorbrunn (Ammerbrunn). Ich möchte annehmen, daß somit der berühmte Stein eine Art von steinernem Dingpfahl war, der an der Malstätte stand, an der sich die Gebiete der Kimbern, Ambronen, Teutonen und Haruden berührten. Dazu werde ich noch weitere Untersuchungen veröffentlichen.

J. O. Plassmann.

Die Familiennamen von Helversheim in Rheinhessen. Von Adolf Failing. (Gießener Beiträge zur deutschen Philologie, herausgegeben von Alfred Götze.) Verlag von Münchowsche Universitätsdruckerei Otto Kindt G.m.b.H. in Gießen. 1939. 45 S. RM. 2,50.

Failings Arbeit umfaßt alle Familiennamen, die in Helversheim von der ersten erhaltenen Urkunde bis zur Gegenwart belegt sind. Dadurch ist ein geschlossenes Bild des Namenbestandes erarbeitet worden, das in vieler Hinsicht lehrreich ist. Besonders wichtig ist es, daß gerade landschaftlich eng begrenzte Einzeluntersuchungen allein in der Lage sind, den Bestand an sicher gedeuteten Namen zu vermehren. Dadurch, daß die Mundart, die Lebensverhältnisse und der Lebensraum, in dem der erste Namensträger lebte und wirkte, genau bekannt ist, fallen bei sorgfältiger Arbeit viele Fehlerquellen und Unsicherheiten weg, die sonst hindernd und störend im Wege stehen. Doch der Hauptvorzug der tüchtigen Schrift liegt vor allem bei der sich gut einfühlenden und verständigen Arbeitsweise des Verfassers, der durchweg stichhaltige und schöne Deutungen vorträgt.

Gilbert Trathnigg

Die Familie in Jeremias Gotthelfs Dichtungen. Von Hans Joachim Reimmann. (Stadion. Arbeiten aus dem germanischen Seminar der Universität Berlin, hg. von Franz Koch.) Konrad Triltsch Verlag, Würzburg-Aumühle. 1939. 78 S. RM. 2,70.

Die fleißige Arbeit von Reimmann untersucht die Bedeutung der Familie in den Werken Gotthelfs und zeigt auf, daß sie der Mittelpunkt seiner Darstellungen ist und umfassend in ihrer Bedeutung und in ihren Beziehungen, also in biologischer, sozialer, sittlicher, politischer und kultureller Hinsicht geschildert wird. Sorgfältig arbeitet der Verfasser in einzelnen Abschnitten wie Bauerntum und Städtertum, die Familie, Gattenwahl, die Ehe, Kinder und Verwandte alles heraus, was zur Lösung der gestellten Aufgabe beitragen kann. Dabei zeigt es sich, daß in Gotthelfs Werken trotz ihrer stark erzieherischen Einstellung doch sehr viel an ungeschminkten Schilderungen der Verhältnisse seiner Zeit und damals noch lebender Sitten und Bräuche steckt. Wenn auch dieses Gebiet von dem Verfasser nur insoweit berücksichtigt werden konnte, als es mit seiner Hauptaufgabe zusammenhängt, so sind doch seine Untersuchungen auch in dieser Hinsicht von Wert.

K. Mayr

Der Bienenstand in Mitteleuropa. Von Bruno Schier. (Volkstumsgeographische Forschungen Bd. 2.) Verlag von S. Hirzel in Leipzig. 1939. 98 S. mit 69 Abbildungen und Karten. RM. 5,40.

Die verwirrende Mannigfaltigkeit der deutschen Bienenwohnungen in eine überzeugende kulturgeographische Schau gebracht zu haben, ist das große Verdienst des Verfassers. Es gelingt ihm nicht nur die Haupt- und Übergangsformen in ihrer letzten Verbreitungsform vor dem immer stärker werdenden Eindringen der modernen Bienenstöcke zu erfassen, sondern er vermag eindrücklich auch die Heimatgebiete, die Wanderungen und die Abwandlungen der Hauptformen festzustellen. Besonders wertvoll ist es, daß er darüber hinaus zu einer völkischen Zuteilung der Urformen gelangt ist, wobei die Ausbildung und Verbreitung der jüngsten Hauptform, des Strohkorbes, den Westgermanen zugeschrieben werden konnte. Die Nachweise, die der Verfasser dafür erbringt, vermögen restlos zu überzeugen. Nicht aber vermag ich dem Verfasser beizustimmen, wenn er den „Stülper" für vorindogermanisch hält. Dieser ist zwar sicher älter als der Strohkorb, jedoch erscheint mir bisher der Beweis nicht gelungen zu sein, daß während und nach der jüngeren Steinzeit „Vorindogermanen" in den Teilen Europas, die für die Ausbildung des Stülpers in Betracht kommen, gelebt haben.

Abgesehen von Kleinigkeiten, in denen man anderer Meinung sein darf, kann die vorliegende Arbeit begrüßt werden. Mit Fleiß ist alles, was zum Gegenstand gehört, aus allen Zeiten zusammengetragen, wobei auf seltene und lehrreiche Bilder besonderer Wert gelegt wurde.

Nachzutragen ist noch der Fund einer frühgeschichtlichen Klotzbeute von Edenpächterdamm um 500 u. Zr., die in „Germanenerbe" 1939, 3/9 ff. veröffentlicht wurde.

Ph. Schadelock

Kleiner deutscher Geschichtsatlas. Von Alfred Pudelko und A. Hillen-Zingfeld. E. Runge Verlag, Berlin-Tempelhof. 3. Aufl. 1934. RM. 1,—.

Gut gewählte, klare Karten, denen kurze Begleittexte beigefügt sind, zeichnen den vorliegenden kleinen Geschichtsatlas aus. Besonders erfreulich ist es, daß die Zahl der Karten, die den Germanen gewidmet sind, verhältnismäßig groß ist. Sie stellen die wichtigsten Zeitpunkte gut heraus und vermitteln ein deutliches Bild der jeweils wirkenden Kräfte.

B. Hellmer

Westdeutsche Ahnentafeln. Von Hans Carl Scheibler und Karl Wülfrath. Band 1. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde Band XLIV.) XII u. 650 S. In Leinen RM. 16,—.

Das Werk bietet weit mehr, als sein Titel verrät. Es gibt an Hand einer hierfür besonders fruchtbaren Ahnentafel einen wichtigen Beitrag zur rheinisch-westfälischen Wirtschafts- und Kulturgeschichte der letzten zweihundert Jahre. Ausgangspunkt ist die Ahnentafel des Mitherausgebers Scheibler bzw. die seiner Kinder. Es handelt sich um einen Zweig der weithin bekannten Kaufmanns- und Industriellen-Sippe Scheibler, die seit dem frühen 18. Jahrhundert eine hervorragende Stellung in der westdeutschen Wirtschaft behauptet. Engste Familienbande verknüpfen sie, wie die Ahnentafel ausweist, mit einer Reihe alter Kaufmannsgeschlechter des Rheinlands und Westfalens (Mallinckrodt, von der Leyen u. a.).

Das ausgezeichnete Buch hat Anspruch auf ernste Beachtung nicht nur seitens der an der Sippenforschung, sondern auch der an der politischen Volksforschung sowie an der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte interessierten Kreise. Sein reicher Inhalt kann hier nicht einmal angedeutet werden. Wir müssen uns darauf beschränken, das Moment herauszuheben, durch das es sich aus anderen Familiengeschichten heraushebt. Die Arbeit erschöpft sich nicht in einer Darlegung der ermittelten Lebensdaten und Lebensumstände der Ahnen, darüber hinaus wird ihre Stellung und ihre Rolle in den engeren und weiteren Lebensbereichen, in die sie hineingestellt waren, die Bedeutung ihres Wirkens und ihres Lebenswerkes für das Zeitgeschehen wie für die Zukunft aufgezeigt. Der Leitgedanke des Buches ist: Sippenkunde als Volkskörperforschung. Das Ergebnis ist in methodischer wie in sachlicher Hinsicht bedeutend.

Auf die genealogische Arbeit im engeren Sinne, insbesondere auf die genealogischen Tafeln und die ihnen zugrunde liegende wissenschaftliche Methode einzugehen, ist hier nicht der Ort. Ebensowenig auf die Einwendungen und Wünsche, die geltend gemacht werden können. Nur das eine sei hervorgehoben: Das Buch übergeht vollständig das Sippenzeichenwesen, obwohl unter den in der Ahnentafel auftretenden Sippen kaum eine sein

dürfte, für die Hausmarke oder Wappen bzw. Hausmarke und Wappen nicht nachzuweisen sein dürfte. Bei der hervorragenden Bedeutung, die dieses Zeichenwesen in der Sippengeschichte gespielt hat, sei angeregt, daß in dem angekündigten zweiten Bande der Westdeutschen Ahnentafeln, der dem Bauerntum der Erftlandschaft gewidmet sein wird, Hausmarken und Wappen und das eigentümlich bäuerliche Siegelwesen die ihnen gebührende Beachtung finden.

Das Buch ist hervorragend ausgestattet und mit reichem Bildmaterial versehen. Der Preis ist erstaunlich niedrig.

Karl Konrad A. Ruppel

Zwiesprache

Wenn wir in diesem Hefte die Worte von Ernst Moritz Arndt über das Deutsche Kriegertum voranstellen, so nehmen wir damit die Überlieferung jener ersten Germanenkundigen bewußt wieder auf, die immer die gesamte germanisch-deutsche Geschichte als eine Einheit sahen und so das Geschichtsbewußtsein jeden Augenblick zum nationalen Tatwillen werden ließen. Erinnern wir uns, daß jene Zeit des germanischen Erwachens zeitlich und ursächlich zusammenfiel mit der großen deutschen Selbstbesinnung der Freiheitskriege, so ist auch für uns die Verbindung zwischen germanischem Geschichtsbewußtsein und deutschem Gegenwartsbewußtsein wieder selbstverständlich. Vor allem in diesem Kriege, in dem zum ersten Male wieder die Soldaten des Prinzen Eugen mit denen des Großen Friedrich zusammen unter einer Fahne marschieren. Und so gehören die Erinnerungen, die uns die Lieder vom Prinzen Eugen aus der Zeit des erwachenden Deutschbewußtseins nach dem verheerenden Kriege bewahrt haben, zur Geschichte und Kunde vom Germanentum.

Wie sich der germanische Heils- und Unsterblichkeitsglaube als hohes Erbgut noch in den Sinnbildern späterer Zeiten spiegelt, das berichten uns die weiteren Untersuchungen V. Kellermanns über den Hirsch in Glauben und Sinnbild. Die mythische Hirschjagd, die zu den ältesten Vorstellungsbildern unserer Vorzeit gehört, hat sich als Sagenüberlieferung an den Mythos von Dietrich von Bern angeschlossen. Die Untersuchung über Dietrich von Bern als Wilden Jäger kommt zu dem überraschenden Ergebnis, daß noch zu Boccaccios Zeiten in dem Heidegebiete um das Grab des großen Gotenkönigs bei Ravenna Erzählungen umgingen, die ganz ähnlich wie die deutschen Überlieferungen den König als Wilden Jäger durch die Fichtenwälder der Romagna ziehen lassen. So stellt der Mythos über ein Jahrtausend hinweg eine Verbindung zu den Tagen her, da der volkstümlichste Germanenfürst unter dem riesigen Deckstein seines Totenmales von seinen Getreuen beigesetzt wurde.

Bei keinem Volke hat die Frau einen so starken Anteil an Kampf und Krieg, an Sieg und Niederlage der fechtenden Männer genommen, wie bei den Germanen Wir wissen von dem heldenhaften Kampfe der kimbrischen Frauen; wir wissen auch von den Hilden und Walküren des Nordens, die wohl in mythische Höhen entrückte Abbilder jener germanischen Schildmaiden gewesen sind. Der Aufsatz über die germanische Frau in der Schlacht untersucht an Hand der geschichtlichen Quellen die Grundlagen dieser Vorstellungen. Eine andere Zeit hat der deutschen Frau durchweg eine andere Aufgabe zugewiesen. Aber ungewöhnliche Zeiten, wie die deutschen Freiheits- und Einheitskriege, haben doch immer wieder die Tat- und Todesbereitschaft der deutschen Frau geweckt, die sich auch in unserem jetzigen Selbstbehauptungskampfe als ein germanisches Erbe erweist.

Von den „Idisen", den Schlachtmaiden, erzählt uns der älteste überlieferte Name eines germanischen Schlachtfeldes — Idistawiso —, auf dem durch Armin ein Kampf um unser völkisches Schicksal ausgefochten wurde, der der Teutoburger Schlacht nicht nachstand Wie Hjalmar Kutzleb die Zusammenhänge deutet, werden hier schon entscheidende Züge und Gegensätze aller späteren deutschen Geschichte wurzelhaft sichtbar: Armin und sein romsüchtiger Bruder Flavus sind wie der Freiherr vom Stein und die Napoleonsschwärmer seiner Zeit; der zeitweilig geschlagene Cheruskerfürst gleicht Blücher und seinen Preußen zwischen Ligny und Waterloo. Aber eines wird der Zeit vor 2000 Jahren nicht mehr gleichen: es wird fortan unmöglich sein, den ruhmvollen Sieg der deutschen Waffen dadurch wettzumachen, daß man die Germanen ihrer Zwietracht überläßt. An dieser Erkenntnis aus unserer zweitausendjährigen Geschichte hat die Germanenkunde ihren vollen Anteil. Es bleibt ihre Aufgabe, die Erinnerung an unsere heroischen Zeitalter wachzuhalten und aus ihren mythischen Urgründen jene germanische Kampfbereitschaft lebendig zu machen, die alles Kämpfen und Ringen immer als einen Dienst an einer ewigen Aufgabe begriffen hat.

Pl.

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Anzeigenleiter: Hans Boehm, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7—11. Druck: Georg Koenig, Berlin C 2.



Heft 6 1940 Juni

Urformen des Sonnenrades

Das Sonnenrad im Brauch

Von Friedrich Mößinger

Seit dem Erscheinen von Almgrens weitgreifendem Buch über die schwedischen Felszeichnungen und seit der Entdeckung der Felsritzungen am Kriemhildenstuhl bei Bad Dürkheim in der Pfalz haben verschiedene Forscher mehrfach versucht, diese einfachen Bilder mit wirklichen und gegenständlichen Gebilden des heutigen Volksbrauchs in Verbindung zu bringen, eine gemeinsame Wurzel zu finden und damit eine Deutung der jahrtausendealten Zeichnungen aus unserer Gegenwart heraus zu ermöglichen. Daß diese Versuche bis jetzt nicht voll befriedigen konnten, lag im wesentlichen an zwei Schwierigkeiten: es wurde zumeist nur ein einziger Brauch der Gegenwart herangezogen und somit keine Rücksicht genommen auf das, was man am besten als Variationsbreite eines brauchtümlichen Motivs bezeichnen könnte. Zum anderen aber fehlten fast immer Belege, die das betreffende Stück in die Vergangenheit zurückverfolgten, und statt von Jahrhundert zu Jahrhundert langsam dem Weg des Zeichens nachzuspüren, verband man Gegenwart und Vorzeit in einem kühnen Sprung, ein Verfahren, das keinen Zweifler überzeugen konnte. Daß hier außerordentliche Schwierigkeiten vorhanden sind, ist zuzugeben. Fehlen uns doch selbst aus der Gegenwart noch vielfach genaue Beschreibungen und Bilder von Dingen, die bei den verschiedensten Bräuchen benutzt werden, und erst recht die Vergangenheit, vor allem das Mittelalter, ist für uns auf weite Strecken stumm. Daß diese Schwierigkeiten zu überwinden sind, mögen diese Ausführungen beweisen. Sie verfolgen in zeitlicher Tiefe von der Bronzezeit bis heute, in der Breite von der Fasnacht über Sommertag, Ostern, Mai bis zu den Sterndrehern der Mittwinterzeit das Rad- oder Kranzsinnbild in seinen verschiedenen Ausprägungen. Dabei handelt es sich nur um den senkrecht hängenden Kranz, der waagerechte ist bewußt beiseite gelassen. Ebenso fehlen alle nur aufgemalten oder eingeritzten Bilder auf Möbeln und sonstigen Gerätschaften, es fehlen alle als Geschenke oder zu Mahlzeiten benutzten Rad- und Kranzgebäcke, und es sind nur die irgendwie getragenen, hochgestellten oder aufgehängten Sinnbilder berücksichtigt, d. h. solche, die bei ausgesprochenen Umzugsbräuchen vorwiegend Verwendung finden.

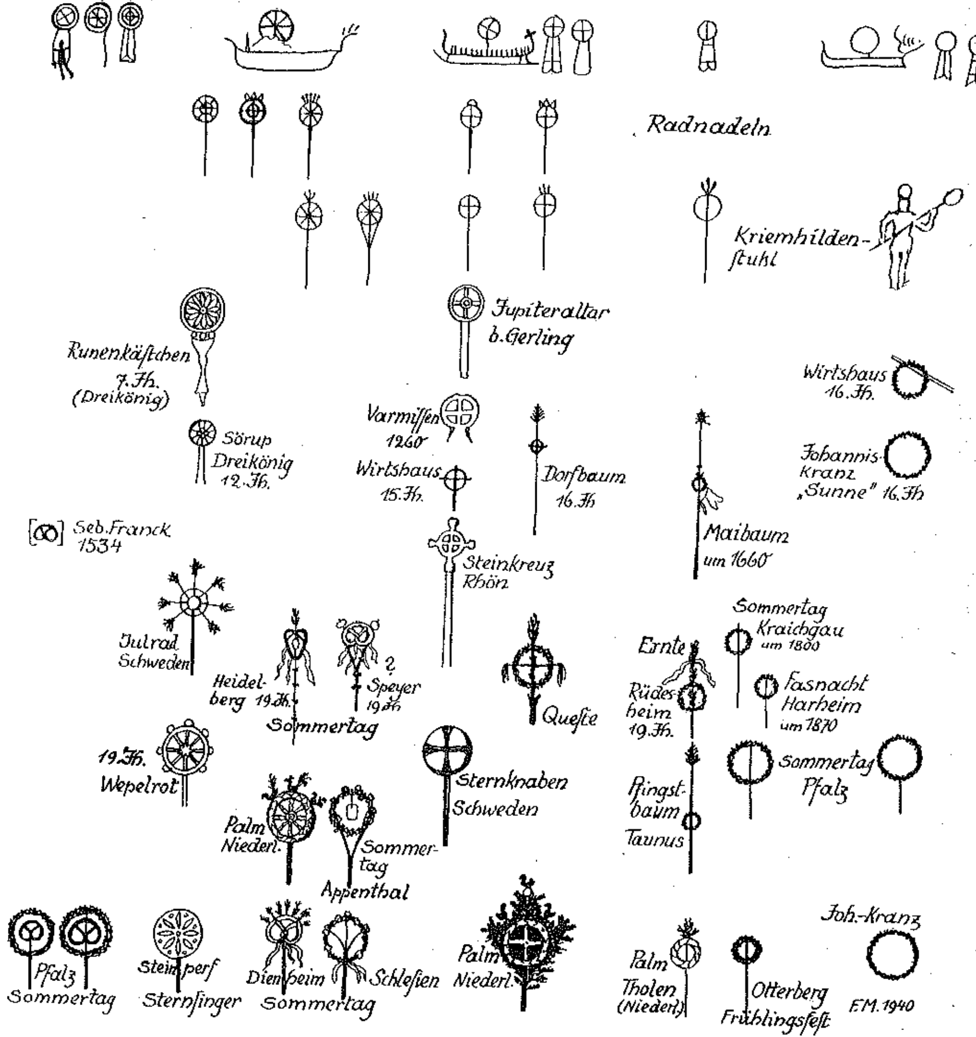


Abb. 1. Formen des Sonnenrades Zeichn. Fr. Mößinger

Schon bei einer flüchtigen Betrachtung der schwedischen Felsritzungen der Bronzezeit fällt auf, daß sich die aufgestellten, auf Schiffen gefahrenen oder getragenen Räder zu einigen Gruppen zwanglos zusammenschließen. Es sind da außer den vierspeichigen Rädern auch solche mit acht Speichen, daneben solche, die nur von einer Senkrechten durchkreuzt sind, dann andere in Gestalt eines einfachen hohlen Kreises oder kreisrunder Scheiben ohne jede Unterteilung. Außerdem gibt es noch Räder, die ihrerseits wieder von Ringen umgeben sind oder einen kleinen Kreis in sich tragen. Daß alle diese Zeichen ihrer Bedeutung nach identisch sind, ist aus der beigefügten Zeichnung gut zu sehen, die sie in gleicher Höhe oben in Gruppen geordnet bietet.

Es war nun eine außerordentliche Überraschung, daß sich diese so verschiedenartigen Ausprägungen in allen Einzelheiten durch die Jahrhunderte bis in die Gegenwart erhalten haben, so daß sie im Bilde untereinandergestellt vorgeführt werden können. Schon die Einmeißelungen am Kriemhildenstuhl wiederholen diese Grundformen ganz genau, daneben als eigenartige Erweiterungen noch Räder mit drei oder vier Zacken oder Strahlen, die schon bei den Radnadeln der Bronzezeit zu finden sind. Hier ist also schon eine bis ins einzelne gehende Kontinuität fast

über zwei Jahrtausende festzustellen. Eine genaue Durchmusterung unserer Zeichnung gibt uns darüber hinaus bis zur Gegenwart weitere schlagende Ähnlichkeiten. Beginnen wir ganz rechts. Da finden wir nicht nur die heute noch in vielen Gegenden aufgehängten Johanniskränze, sondern wir haben denselben Brauch auch für das 16. Jahrhundert belegt, wo diese Kränze in Biebrich im Rheingau geradezu „Sunnen" genannt werden. (Volk und Scholle 1935, 188.) Daneben sind ähnliche Wirtshauskränze früh bezeugt; aber auch beim Pfälzer Sommertag ist der reine Kreis vorhanden, im Dorf von der Jugend auf einem Stock herumgetragen, nicht anders als die Einritzung am Kriemhildenstuhl, wo der Mann einen solchen Radstab in Händen hält.

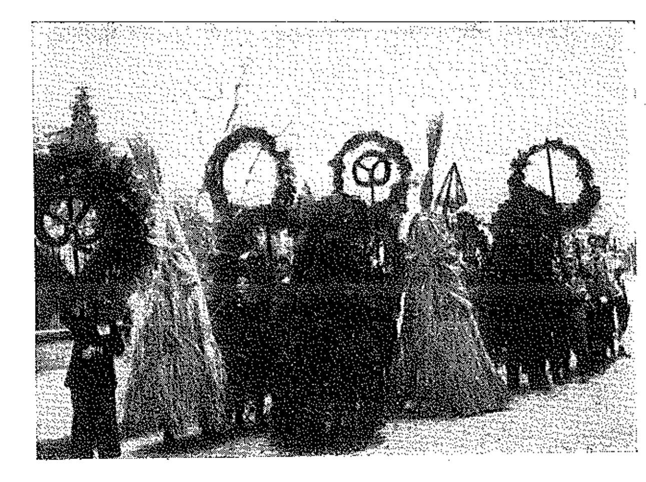


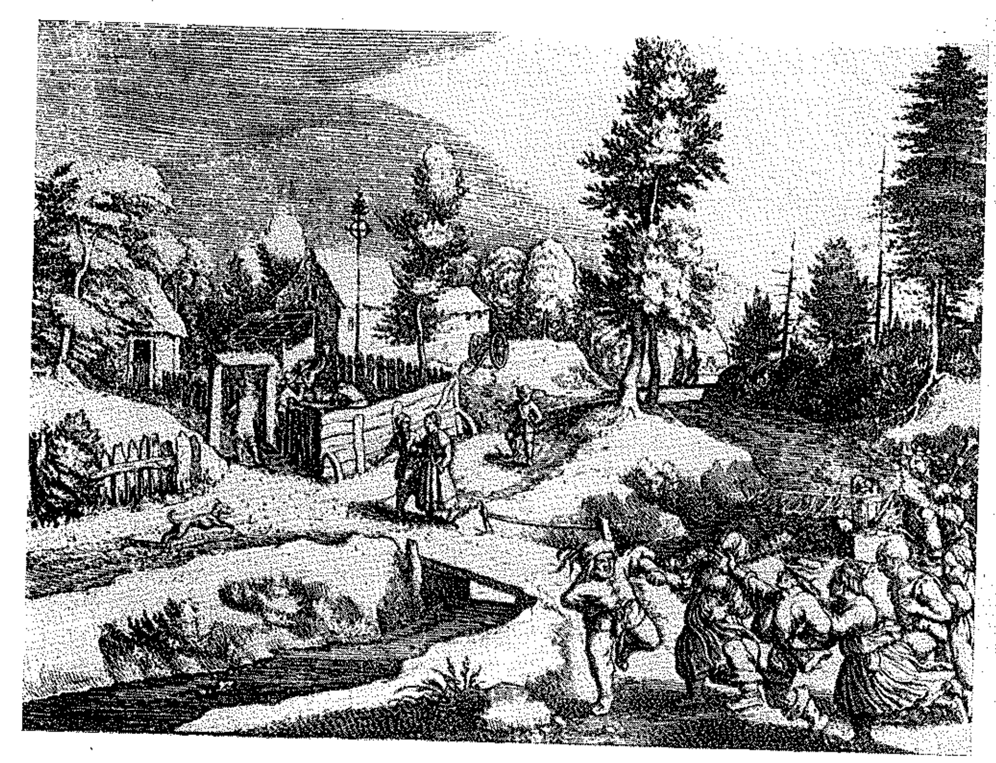
Abb. 2. Aus einem Pfälzer Sommertagszug
(Nach Albert Becker, Sommertag 1931)

Die zweite Gruppe, der durch die Senkrechte halbierte Kreis, ist von besonderer Bedeutung, hat man doch in dieser Darstellung schon längst einen „Jahresring" gesehen, der sogar als Rune mit der Bedeutung „Jahr" vorkommt (vgl. vor allem O. Huth, Janus 1932, 44—46). Wenn nun Huth in seiner tief eindringenden Darstellung dieses Zeichen als Sinnbild des Gottes Janus zu erweisen vermag, zugleich aber auch die Beziehung dieses Jahrgottes zur Sonne bemerkt, so ist die Deutung dieses Bildes für uns klar. Am Kriemhildenstuhl kommt es mit drei Flammen oder einem Dreispross vor, der sich als Wipfelbäumchen nicht nur an einem älteren Maibaum (Stich von Guiliam de Heer um 1660), sondern auch bei einem Winzerkranz in Rüdesheim findet (Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr 1898, 349). Auch



Aufn. J. Bayer, Darmstadt

Abb. 3. Frühlingsfest 1937 in Otterberg (Pfalz)

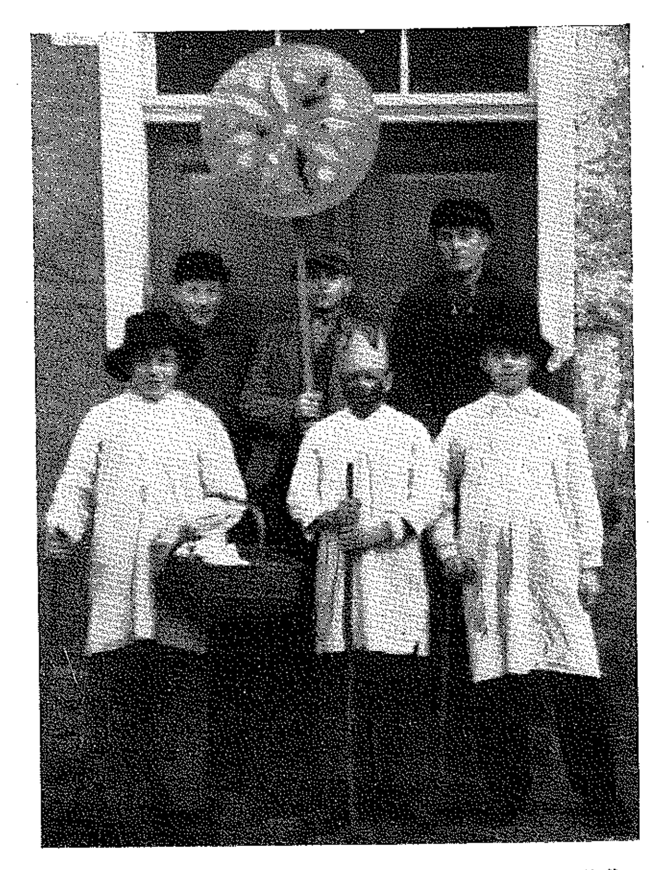


Kpfr. von J. M. Gogel. München, Kupferstichkabinett

Abb. 4. Bauerntanz im Freien. 16. Jahrhundert

nassauische Pfingstbäume, um welche heute noch die Kinder tanzen, gehören hierher. Am schönsten aber ist der Gebäckring mit den grünen Zweiglein, wie er in Tholen als Palm zur Osterzeit herumgetragen wird. (De Graft, Palmzondag 1938, Abb. 39.) Drei Formen sind in Tholen als Palmpaaschen üblich: ein Vogel mit Zweiglein, ein Mond mit Zweiglein und unser abgebildeter Kranz, der also sicherlich die Sonne bedeutet. Die Form ohne Zacken, wie sie die schwedischen Felsbilder bieten, ist ebenfalls im Volksbrauch bis heute erhalten, an der Fasnacht in Harheim in der Wetterau und mehrfach am Sommertag. Nicht beachtet wurde bisher das Frühlingsfest in Otterberg in der Pfalz. Es liegt abseits der allgemein bekannten pfälzischen Stabausfeste, findet heute im Juni statt, soll aber früher im März gefeiert worden sein. Kinder tragen in langem Festzug Stäbe mit Papierkränzen, an denen sich manchmal Bänder befinden. Von der Gemeinde erhält jedes eine Brezel. Es handelt sich ohne Zweifel um den Sommertag. Otterberg war ursprünglich nur ein Zisterzienserkloster. 1579 wurde Bauern aus Schönau im Odenwald das Ansiedlungsrecht verbrieft. Diese haben sicher den Sommertag mitgebracht und ihn in sehr alter Art bis heute erhalten; denn während heute im Neckartal diese Form des Sommertags verschwunden ist, heißt es in des „Knaben Wunderhorn" vom Kraichgau um 1800 von den Knaben, daß sie „uns den Sommerkranz helfen rumme tragen".

Das vierteilige Sonnenrad, dem wir uns nun zuwenden, ist am bekanntesten bei der oft abgebildeten Queste; ganz ähnlich ist wieder ein niederländischer Palm mit seinem Radgebäck (De Graft, Titelbild) und ein Dorfbaum des 16. Jahrhunderts. Ohne die Bäumchen auf der Spitze kennen wir dieses Rad auf einem Jupiteraltar in Österreich, von einer Gestalt auf einem Stock getragen. Vergleichbar sind dann zahllose steinerne Radkreuze, von denen nur zwei hier gezeichnet sind. Als Wirtshauszeichen tritt neben dem einfachen Busch der schon genannte Kranz und auch das Vierspeichenrad auf. Als ältesten mir bekannten Beleg



Aufn. Archiv des Heimatbundes für Hessen u. Nassau

Abb. 5. Sternsinger 1937 in Steinperf, Kr. Biedenkopf

nenne ich eine Kuchenform im Frankfurter Stadtmuseum mit der Darstellung eines Bauerntanzes, die noch dem 15. Jahrhundert angehört. Ohne Zweifel soll hier nicht ein „Faßreif" dargestellt sein, wie man in nüchterner rationalistischer Auslegung lesen kann. Dagegen spricht, daß der gleiches bedeutende Busch und der Kranz in älterer Zeit und heute noch oft an Straußwirtschaften aus Wacholder gebunden sein müssen, der hier als Segens- und Lebensbaum guten und reinen Wein verheißt. Daß diese Deutung sein muß, lehrt ein Brauch, den Zingerle aus Tirol berichtet. Dort hängt man über die Stalltüren ein Rad mit Kreuzform. Sie sind aus hartem Holz und vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht wie kostbare Schätze. Man glaubt, daß sie Zauber verhindern, dem Vieh zu schaden. Zu den umhergetragenen Sonnenrädern gehört auch der von Wolfram (Germanien 1939, 5 f.) veröffentlichte Stern der schwedischen Knaben. Zeigt schon seine äußere Form, daß er mit einem Stern in Wirklichkeit nichts zu tun hat, so haben Stumpfl und Wolfram auch aus den Bräuchen einen ursprünglichen Umzug mit dem Sonnenrad erschließen können. Auch achtteilig kommt dieses Rad der Sternsinger vor, so in Steinperf im hessischen Hinterland. Eng verwandt sind die achtteilige Wepelrot (nach Reinsberg-Düringsfeld, Das festl. Jahr 1898, 469) und das schwedische Julrad in Prof. Fehrles volkskundlicher Lehrschau zu Heidelberg. Äpfel oder Tannengrün an den Enden der Strahlen sind als Lebenssinnbilder gleichbedeutend. Bemerkenswert ist der Stern oder die Scheibe in der Mitte, die an die darüberstehenden Radnadeln und die Felszeichnung erinnern. Sehr wertvoll ist uns die Darstellung der reitenden drei Könige auf einem Taufstein in Sörup in Schleswig aus dem 12. Jahrhundert. Jeder hat hinter sich einen Stern, der aufgestellt erscheint und mit seiner doppelten Innenteilung an die eben genannten Formen der Bronzezeit gemahnt. Was hier in Wirklichkeit gemeint ist, beweist ein ähnliches Dreikönigsbild aus Borby, wo der Stern, als Wirbel gestaltet, ohne jeden Zweifel Sonnensinnbild ist (vgl. Germanien 1939, 156). Nehme man nun noch dazu, daß die drei Gaben, welche die Magier Christus darbringen, als Opfer an den Sonnengott gedacht sind, daß sie häufig eine corona, einen goldenen Kranz überreichen, daß Gold überhaupt der Sonne zugehört, dann kann die Bedeutung der Räder unserer Sternsinger nicht zweifelhaft sein (Kehrer, Die hl. drei Könige I 1908, 5; II 1909, 17). Hier findet nun auch der eigentümliche Stern des angelsächsischen Runenkästchens aus dem 7. Jahrhundert seine Erklärung. Er stellt



Abb. 6. Kuppenfries des Taufsteins in Sörup in flacher Darstellung
(Aus „Niedersachsen“, 7. Jahrgang)

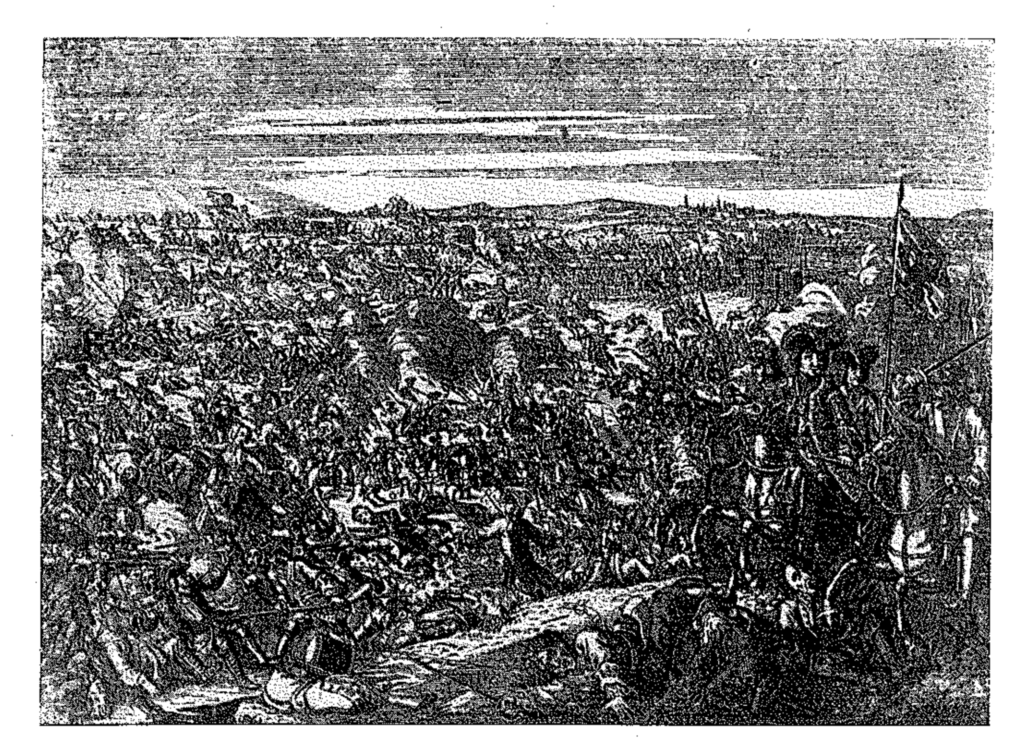
in der Art einer Blume, wie das später häufiger ist, die Sonne dar und unterscheidet sich dadurch grundlegend von den später in derartigen Bildern vorkommenden zackigen Sternen; über viele Jahrhunderte hinweg ähnelt er so dem „Stern“ von Steinperf. Ob er von dem vordersten der Könige getragen wird, wie es den Anschein hat, läßt sich nicht sicher bestimmen. Es wäre dem Schnitzer, der germanische Heldensage gut kennt, schon zuzutrauen, daß er damit einen ihm bekannten Umzugsbrauch darstellen wollte.

Wie sehr auch Kleinigkeiten ein stilles Weiterleben führen, zeigen die gegabelten Stecken, die in besonderer Ausprägung auch in Schlesien anzutreffen sind. Die Radgebäcke der verschiedenen Palmstöcke leiten uns nun zum Schluß auch zu den Brezeln der Sommertagsstecken. Ob sie in ihrer Entstehung als Sonnenräder gedacht waren, möge dahingestellt bleiben. Der Ring mit dem schiefgelegten Radkreuz, den ein Mann auf einer schwedischen Felsritzung trägt, erinnert sehr stark an die hochgetragenen Brezeln des Pfälzer Sommertags. Allerdings lassen sich hier bis jetzt keine Verbindungslinien ziehen, nur Sebastian Franck erwähnt 1534 in seinem Weltbuch das Herumtragen von Brezeln. Da die Brezel ein weitverbreitetes Festgebäck und Festgeschenk ist, da sie, wie bei Otterberg erwähnt, neben dem Stecken den Kindern gespendet wurde, könnte sie auf diesem Umweg an den Stecken selbst gekommen sein. Dies aber ist nur verständlich, wenn sie dem dort vorhandenen Sonnenkranz oder -rad als gleichbedeutend, d. h. selbst als Sonnensinnbild aufgefaßt wurde. Warum bei den Palmstöcken gerade die Radgebäcke, beim Sommertag mehr die Brezeln hervortreten, müßte eingehend untersucht werden. Auf jeden Fall geben die vereinzelt noch vorkommenden viele Meter hohen Sommertagsstecken mit mächtig großen Brezeln ein urtümliches und wahrhaft mythisches Bild.

Noch mancherlei könnte genannt und gezeichnet werden, so der auf dem Kranz sitzende Vogel der Bronzezeit, der noch in unseren Erntekränzen lebt. Weiterhin müßten die Bräuche in ihren Gemeinsamkeiten wie in ihren Eigenheiten genauer untersucht werden. Doch kam es uns nur auf die sichtbaren Formzusammenhänge an, die unleugbar deutlich durch all die Jahrhunderte aufzuzeigen waren. Sie geben ein schönes Bild von dem tiefen einheitlichen Strom, der von den frühen Germanen der Bronzezeit bis zu den Deutschen unserer Tage als echtes Ahnenerbe fließt.



Abb. 7. Das angelsächsische Runenkästchen, um 700. Brit. Museum — Archivbild



Der Überfall bei Hochkirch. Kupferstich aus der Sammlung Lipperheide — Aufn. Lohmann

Lebensbilder deutscher Soldatenlieder
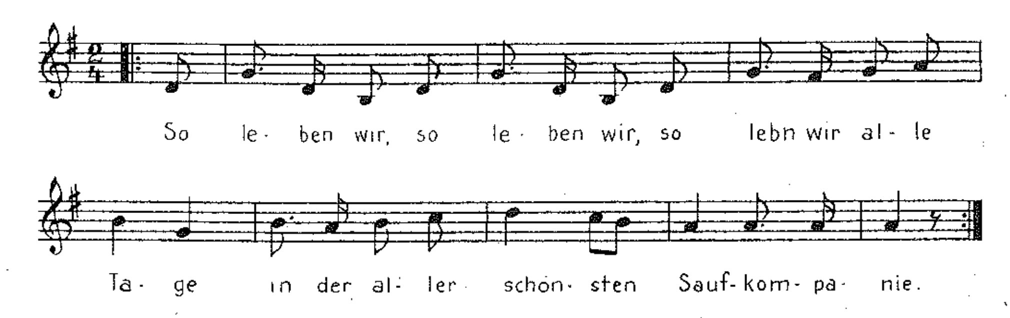
IV.

Friderizianisches Singen

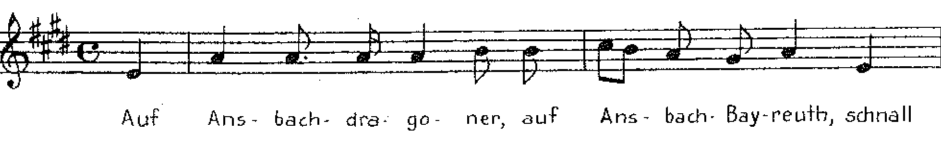
Von Hans Joachim Moser

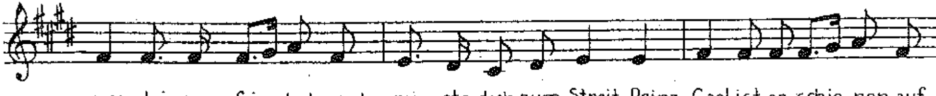
Nachdem im vorigen Heft die Lieder um Prinz Eugen und Marlborough positiv und negativ gesichtet wurden, werde diesmal von den Soldatenliedern unter dem Großen Preußenkönig gesprochen. Vergleicht man sie mit den Landsknechtsweisen und dem Soldatenlied des siebzehnten Jahrhunderts, so ergibt sich musikstilistisch ein doppelter Unterschied von einschneidender Bedeutung: gegenüber den älteren Weisen, die bis ins „Kirchentonartliche“ zurück altertümeln, ist jetzt das Durgeschlecht in seiner neuklassischen Gestalt ausnahmslos durchgeführt — darin spiegelt sich der Wandel der allgemeinen Musik auf die Moderne hin, die wir von Bach und Händel bis heute rechnen. Und im Rhythmischen genau so: gegenüber den vielgestaltigen Taktformen, die den schmiegsamen Silbenvortrag noch durch mancherlei freie Koloraturdehnungen komplizierten, herrscht nunmehr der klare Vierviertel- oder Zweivierteltakt ohne mehr als ein paar punktierte Unterteilungen oder einfache Silbenbrechungen. Unentrinnbar zeigt sich darin die Macht des unter Friedrich Wilhelm I. durchgeführten Gleichschritts. Seitdem sind unsere Soldatenlieder fast ausnahmslos im Marschcharakter gestaltet worden, sogar solche, die ihrem Inhalt nach gar nicht als Marschlieder gemeint gewesen sind. Daß sogar die Texte vielfach erst nachträglich zu vorhandenen Instrumentalmärschen gefügt worden sind, ist unschwer zu erweisen. So soll es ursprünglich eine Festmusik der Bürger von Turin gewesen sein, mit der man 1709 den siegreichen Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau an der Spitze der preußischen Truppen in der Hauptstadt Piemonts begrüßte, was dann als „Dessauermarsch“ nach Brandenburg mitgebracht wurde und sich bald durch den rauhen Spaßtext fast als Volks-

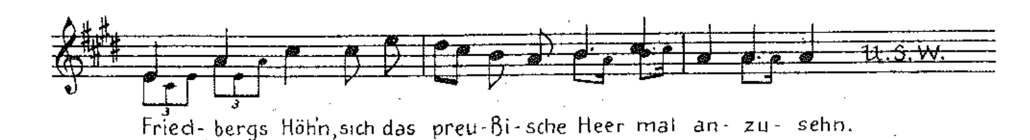
lied bei uns einführte (das Marschzeitmaß betrug damals nur 60 Schritte in der Minute, war also äußerst breit!).



Und noch anderthalb Jahrhunderte später, zum Zentenarjubiläum der Ansbach-Bayreuther Dragoner, unterlegte man jenem prachtvollen Marsch, der vielleicht aus der eigenen Notenfeder des Alten Fritz als „Hohenfriedberger" hervorgegangen ist, den hübschen Text:
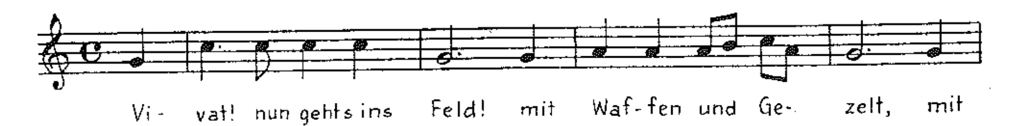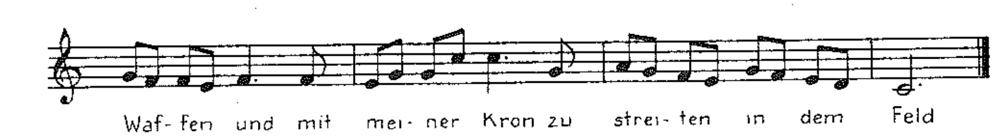






Zwischen diesen beiden Polen breitet sich der Spielraum unseres Themas.

Zu dem etwas Amusischen des „So leben wir" paßt eine (freilich wohl nicht sicher zu verbürgende) Anekdote, die heute noch in Musikerkreisen umläuft: der Alte Dessauer habe vor Kesselsdorf einen Hoboisten beobachtet, der während der Marschmusik ein Weilchen ausgesetzt habe. Auf die Frage des Feldmarschalls habe er stramm, aber etwas bleich gemeldet, er „habe mehrere Takte Pause", worauf der Fürst gedonnert hätte: „Im königlichen Dienst gibt es keine Pausen!" Wenn nicht wahr, so doch gut erfunden.

Daß im „fritzischen" Heer noch der Kirchenliedgesang eine starke Rolle gespielt hat, beweist die Schlacht von Leuthen, wo die preußischen Truppen v o r dem Siege die Strophe „Gib, daß ich tu mit Fleiß" (aus Joh. Heermanns „O Gott, du frommer Gott") und nachher a u f dem Schlachtfeld das „Nun danket alle Gott" von Martin Rinckardt sangen. Uns kümmert hier das w e l t l i c h e Soldatenlied, das übrigens wesentlich anders lautete, als was sich daheim Gleim und Ramler unter den „Oden eines preußischen Grenadiers" (beliebt in der damaligen Hausmusik am Cembalo besonders mit Melodien des Advokaten Krause) vorgestellt haben. An erster Stelle sei das frische Stück auf den Sieg Friedrichs über den Feldmarschall Brown bei Lowositz an der Elbe genannt (1. Oktober 1756):





Die enge musikalische Familienverwandtschaft mit dem Hohenfriedberger Marsch fällt auf; das in Franken um 1850 aufgesammelte Lied ist im Text ein echtes Stück Volkskunst, wie die nächsten drei Strophen zeigen mögen — aus „Brown" ist der populärere „Daun" geworden:

Und Friederich der Groß(e), er zeigts den Feinden an,
und reitet dann gen Sachsen aus, zwei Schwerter in der Hand.

General Daun, der steht vor Prag, und der ist wohl postiert,
und Friedrich rückt in Böhmen ein und wird schon attakiert.

O Held, sprach Friederich, o Held, wo steht dein Sinn?
Ich nehm dir dein Geharnisch weg und dein' Kanonen all.

Daß es dabei nicht Bänkelsänger-, sondern Soldatenerzeugnis ist, lehrt die fünfte Strophe:

In drei Kolonnen frisch aufmarschiert, der König geht voran,
er gibt u n s gleich das Feldgeschrei und kommandiert ‚Voran'!
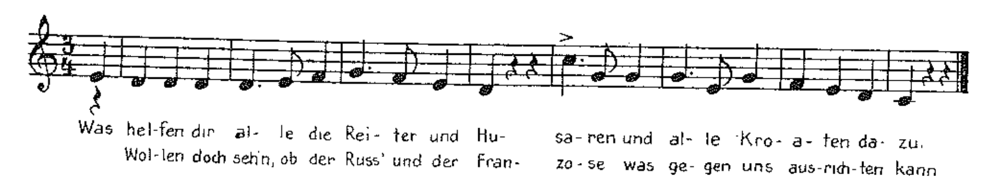
Ebenso gut ist das vielfach im Volksmund beobachtete Lied „Als die Preußen marschierten vor Prag" beglaubigt, zumal durch das Endgesätz:

Ei, wer hat denn das Liedlein erdacht?
Drei Husaren wohl auf der Wacht;
bei Lowositz sind sie gewesen,
in Zeitungen haben sie's gelesen.
Triumph, Triumph, Victoria,
es lebe der große Friedrich allda.

Gerade der Widerspruch, daß sie dabei gewesen und es in Zeitungen gelesen, ist etwas, das kein Fälscher erfindet: entweder sind sie bei Lowositz verwundet worden und haben ihr Gedicht dann auf die Siegesnachrichten hin im Lazarett gereimt — oder sie sind sogar auch bei Prag dabei gewesen, haben aber den Überblick über das Ganze (wer von uns Kriegsteilnehmern von 1914 erinnert sich nicht desselben Vorgangs?) doch erst aus den Zeitungen begriffen.

Ich betone die Echtheitsfrage deshalb, weil in allen Sammlungen ein Lied als echt mitläuft, das an sich zwar köstlich ist, m. E. aber doch erst ein Kunstprodukt von 1845 darstellt: ich meine das heute wieder öfters gesungene „Maria Theresia, zeuch nicht in den Krieg." Der bekannte Kunsthistoriker und Biograph Friedrichs des Großen, Franz Kugler, auch Urheber von „An der Saale grünem Strande", will es 1845 aus Soldatenmund aufgezeichnet haben. Nun ist aber zu bedenken, daß 1829 Willibald Alexis sein ausgezeichnetes „Fridericus Rex, unser König und Herr" in seinem Roman „Cabanis" dem alten Ramler in den Mund gelegt hat. Ich glaube, das hat den Ehrgeiz Kuglers geweckt, ein Seitenstück

dazu zu schaffen, was ihm denn auch trefflich gelungen ist. Nur daß in beiden Romantikerleistungen der Humor gar zu bewußt und kunstreich eingebaut ist. Bei dem Dichterkomponisten Kugler zeigt ihn vor allem der witzige Abbruch der Reimzeile über die Pause hinweg im Abgesang:



Und so siebenmal nach dem Muster „Hans Sachs, Schuh-Macher und Poet dazu", wofür noch die letzte Strophe zeugen mag, die wohl derjenigen von „Als die Preußen marschierten" nachgeformt worden ist:

> Ei, wer hat wohl solchen feinen Verstand,
> daß er dies Lied von den Preußen erfand?
> Drei Mann von Königsgrenadier auf der Wacht-
> stube, die haben das Liedlein erdacht.

Das soll uns das reizende Lied nicht weniger lieb machen — aber unter der künftigen Urheberbezeichnung „Franz Kugler".

Gar keinem Zweifel dagegen unterliegt die Echtheit des — ebenfalls in Erks Liederhort zu findenden —, viel zu wenig in neueren Sammlungen berücksichtigten Stückes:

> Im Böhmerland bei Prag,
> da hat der König von Preußen getanzt
> mit der Kaiserin von Ungern auf dem Plan.
> Er tanzte mir ihr so tapfer herum,
> daß ihr das Gehör im Kopf verschwund,
> da mußte sie laufen davon.
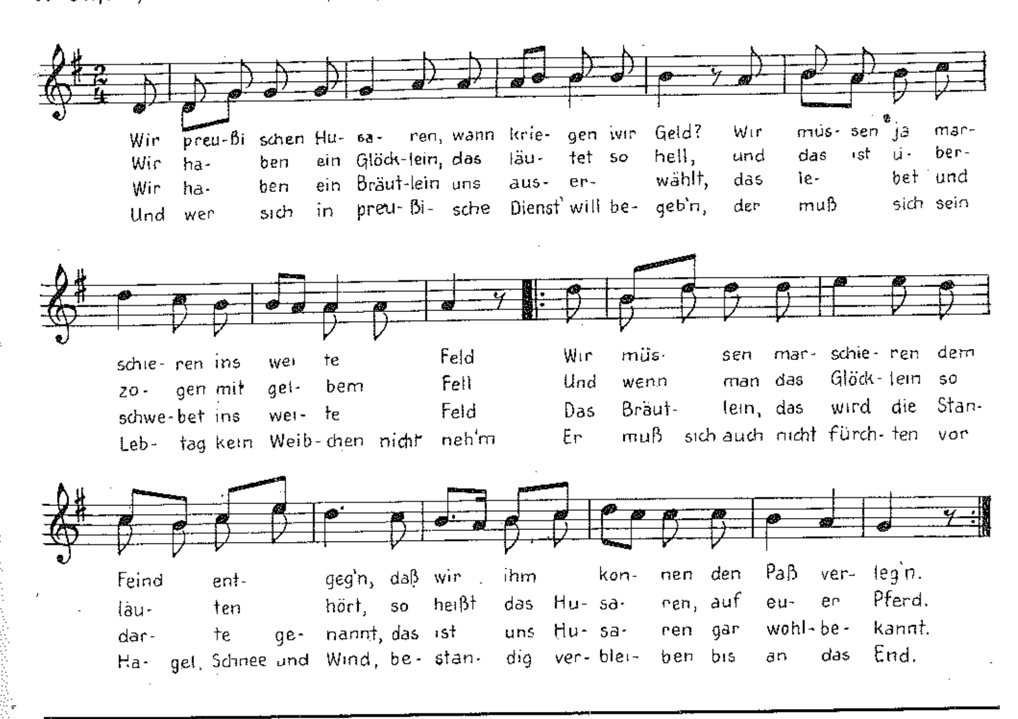


Preußisches Feldlager zur Zeit Friedrichs des Großen. Kupfer von Jury Aufn. Lohmann

Das hat E. M. Arndt in seiner Jugend von einem alten Soldaten des Regiments Ansbach-Bayreuth singen gehört, und es ist auch sonst aus Volksmund aufgesammelt. Das Motiv des Tanzes bis zur Besinnungslosigkeit ist auch z. B. aus der Volksballade „Vom jungen Grafen" bekannt.

Die mehreren Invalidenlieder am Grabe Friedrichs des Großen, die sich aufgezeichnet finden, stammen wohl aus Literatenmund, in einem Fall ist Dan. Friedr. Schubart als Dichter nachweisbar. Manches Stück wieder gehört mehr zu den politischen Zeitliedern als zu den eigentlichen Soldatengesängen, so „Du tapfrer Held, du Preuße, rüste dich" oder das Lied auf den bayrischen Erbfolgekrieg, das Friedrich in den Mund gelegt ist: „Kaiser Joseph, willst du dann / eines mit mir wagen." Eher käme das ausgezeichnete Lied mit dem Kehrreim „Kohlrabenschwarz, kohlrabenschwarz" in Betracht, das die Belagerung von Breslau 1760 behandelt, wenn es nicht als allgemeines Volkslied zu bezeichnen ist.

Dagegen werde unsere knappe Schau mit einem ganz im Mittelpunkt stehenden friderizianischen Soldatenlied beschlossen, das zum Besten der deutschen Wehrlyrik überhaupt gehört und auch mit dem Gedanken von der Standarte als Braut überzeitliche Gültigkeit besitzt; der Text begegnet mit drei andern auf einem Flugblatt von 1758, ebenso auf einem von 1790, wurde dann umgeformt in das „Wunderhorn" aufgenommen; die Singweise hat der Frhr. v. Ditfurth 1855 in der Bayreuther Gegend gehört:



Meine Hoffnung bleibt trotz allem fest, und wie gewaltig auch die Zahl meiner Feinde sein mag, ich vertrane auf meine gute Sache, auf die bewunderungswürdige Tüchtigkeit meiner Truppen und auf den redlichen Willen, der uns alle beseelt, vom Feldmarschall bis zum geringsten Soldaten.

Friedrich der Große im Lager von Leitmeritz 1757

Arisches zur Sinnbild-Forschung

Von Walther Wüst

Der sogenannten Volkskunst Europas eignet als kleine, aber deshalb doch keineswegs unwichtige Leitform ihrer schier unübersehbar reichen Gestaltreihen der *Dreikopf* oder das *Dreigesicht*, die mit dem bekannten Relief Donatellos († 1466 n. Zw.) auf dem Tabernakel der Kirche Or S. Michele in Florenz (Abb. 1) einen eindrucksvollen Höhepunkt erklommen, jedoch als Darstellung der christlichen Dreifaltigkeit zweimal, 1628 und 1745, von Papst und Kirche bemerkenswerterweise verboten worden sind. In zwei größeren Studien hat Karl v. *Spieß* während einer Zeitspanne von rund fünfundzwanzig Jahren diese Leitform des Dreigesichts behandelt, ihre örtliche, zeitliche sowie handwerklich-stoffliche Verbreitung geschildert, die zahlreichen Belege und zu diesem Zwecke beigebrachten Abbildungen in eine Typengeschichte einzuordnen versucht und mit guten Gründen den vorchristlichen, im Volkstümlichen verwurzelten Ursprung behauptet. Insonderheit hat Karl von Spieß indogermanischen Boden als Heimat des Dreigesichts glaubhaft machen wollen, weil es nicht nur im keltischen Frankreich, sondern weit hinüber bis zu Germanen, Slaven und, literarisch wenigstens, bis zu den Griechen (dreiköpfiger



Aufn. Verf.

Abb. 1. Relief von Donatello auf dem Tabernakel der Kirche Or S. Michele in Florenz

Hermes!) nachgewiesen werden könne. Es handele sich somit um „keine rein keltische Angelegenheit". Auch darin vermag ich noch zu folgen, wenn v. Spieß namentlich die frühen deutschen Bildwerke mit dem dreigesichtigen Kopfe als *Zeit*bilder anspricht und den gesamten, von ihm behandelten Gestaltenkreis „letzten Endes auf die alte arische Zeitteilung" zurückführen will. Wobei „folgen" freilich nicht soviel wie „zustimmen" heißt. Denn wie immer werden bei diesem Schriftsteller dicht neben gewissen Vorzügen auch unverkennbar schwere Nachteile sichtbar, die das Gute in seinen Behauptungen in fragwürdigem Lichte erscheinen lassen, wenn nicht gar vollends verschütten. Die wesentlichen dieser Nachteile fasse ich etwa folgendermaßen zusammen. Zunächst ist Karl v. Spieß an seinen Gegenstand befangen herangetreten, weil er, und zwar ohne faßbare Beweise, auch ihm die leidige, ja törichte *Monddeutung* der Hüsing, Schultz und Genossen unterschieben will. Das Dreigesicht soll nichts anderes als die bekannten Mondphasen verkörpern. Hand in Hand damit geht ein ebenso einseitiges Vorurteil, daß Sonne, Sonnenheld und Sonnenkult nichts mit dieser Leitgestalt zu

schaffen haben können. Die bloße Möglichkeit einer solchen Annahme wird als „verfrüht" bezeichnet, womit doch wohl für jeden Unbefangenen nur gesagt sein soll, daß bessere, überzeugendere Funde jederzeit eine veränderte Sachlage veranlassen werden: ein Zugeständnis, das sich im Verlauf meiner Darlegung als durchaus folgenschwer herausstellen wird. Aber des weiteren zeigt auch die von v. Spieß gezeichnete, scheinbar so klare indogermanische Entwicklungsgeschichte des Dreigesichts bedenkliche Sprünge und Risse. v. Spieß hat nämlich durchaus keine *Herkunft* der Leitform ermittelt, so dankenswert seine Ansicht vom indogermanischen Ausbreitungsgebiet dem oberflächlichen Betrachter auch vorkommen mag. Im Gegenteil! v. Spieß muß selbst einräumen, daß z. B. es schwer zu entscheiden sein wird, inwieweit „eine historische Abfolge" von den erwähnten spätkeltischen Darstellungen zu den Dreiköpfen und Dreigesichtern im christlichen Frankreich des Mittelalters vorliege. Außerdem ist „nicht zu beweisen, daß Frankreich der älteste Sitz dieses christlichen Bildkreises ist". Eine ähnliche Einbruchstelle in der zu vermutenden ungestörten Entwicklungslinie zeigt sich, indem wir den Ostteil des um das Dreigesicht gezogenen Raumes betrachten. In ihm ist neben einem Fund auf dem Berge Athos (18. Jhrdt. n. Zw.) eine byzantinische Münze mit unserer Leitform aus der Zeit Johannes II. Komnenos (1118—1143 n. Zw.) bezeugt, die zur *Kernfrage* überleitet, ob sich nicht von diesem Mittelstück aus eine etwaige Beeinflussung des vorislamischen Iran und die tatsächliche Indiens begreifen lasse. Des Indiens, wo gemäß v. Spieß „der Dreikopf in der Architektur geläufig und auf Bauwerken bis nach Java zu verfolgen" sei. Aber v. Spieß gibt keine Belegstücke, und die *ihm* vielleicht geläufigen Beispiele sind, soviel ich sehe, nicht sehr alt (Abb. 2), so daß es mir durchaus noch nicht als ausgemacht erscheint, mit v. Spieß von einer „Gemeinsamkeit arischer Überlieferung" zu sprechen. Dazu kommt, daß die am Hofe Akbars seit dem Ende des 16. Jhrdts. n. Zw. eifrig tätigen Jesuiten eine eigene Missionskunst auf indischem Boden großgezogen haben, so daß eine europäische Dreifaltigkeitsdarstellung hier, außerhalb des Bereiches päpstlicher Verdikte, fröhliche Urständ gefeiert haben kann, ganz abgesehen von der Möglichkeit, daß die hinduistische Trimūrti sich auf Grund elementarverwandtschaftlicher Voraussetzungen ähnlichen künstlerischen Ausdruck in Dreikopf oder Dreigesicht geschaffen haben mag. Statt mit v. Spieß, ohne jedes Erwägen skythischen Einschlags, tatarische Altertümer unnötig hereinzuziehen und den Tatbestand gefährlich zu belasten, ist der schweren, dreifach bedeutsamen Frage nachzugehen: *Elementarverwandtschaft, Lehnverwandtschaft, Erbverwandtschaft?* Ist es so, daß zwei geistesgeschichtlich völlig verschiedene Kunstströme, ein älterer indogermanischer und ein jüngerer christlicher, sich in Frankreich und Ostrom begegnen und bis zur Unkenntlichkeit mischen — wobei als eigenes Rinnsal die Beeinflussung (Irans und) Indiens ermöglicht wird — oder speist eine urtümlich reine indogermanische Quelle christenfremde Volkskunst und christliche Hochkunst?

Unter diesen Umständen wird man mir zugeben, daß *einem iranischen Bildwerk des Dreigesichts* besonderes Gewicht zukäme, um so mehr als Karl v. Spieß kein derartiges Bildwerk kennt und das von ihm beigebrachte, von einem persischen Künstler um 1250 n. Zw. mit einem Vierkopf gezierte arabische Manuskript in einen völlig anderen kunstgeschichtlichen Zusammenhang zu rücken ist. Durch einen glücklichen Zufall ist mir nun eine solche Dreigesicht-Darstellung aus Iran bekanntgeworden. Sie befindet sich auf einem Kupfergefäß (Abb. 3), das 1908 in Hamadān (West-Iran) gefunden wurde, dann im kaiserlichen Gulistan-Museum der iranischen Hauptstadt Teheran Aufstellung fand und bei der Ausstellung iranischer Kunst vor rund einem Jahrzehnt im Burlington House zu London mit vielen anderen kostbaren, erlesenen Gegenständen einer größeren europäischen Öffentlichkeit erstmalig gezeigt wurde. Aus einem gedrungenen, runden Sockel, dem oben die etwas seitlich gerückte Öffnung entspricht, wächst ein ziemlich derber Rumpf heraus, aus gekanteten, reich mit Silber ausgelegten Platten zusammengefügt und mit aller-

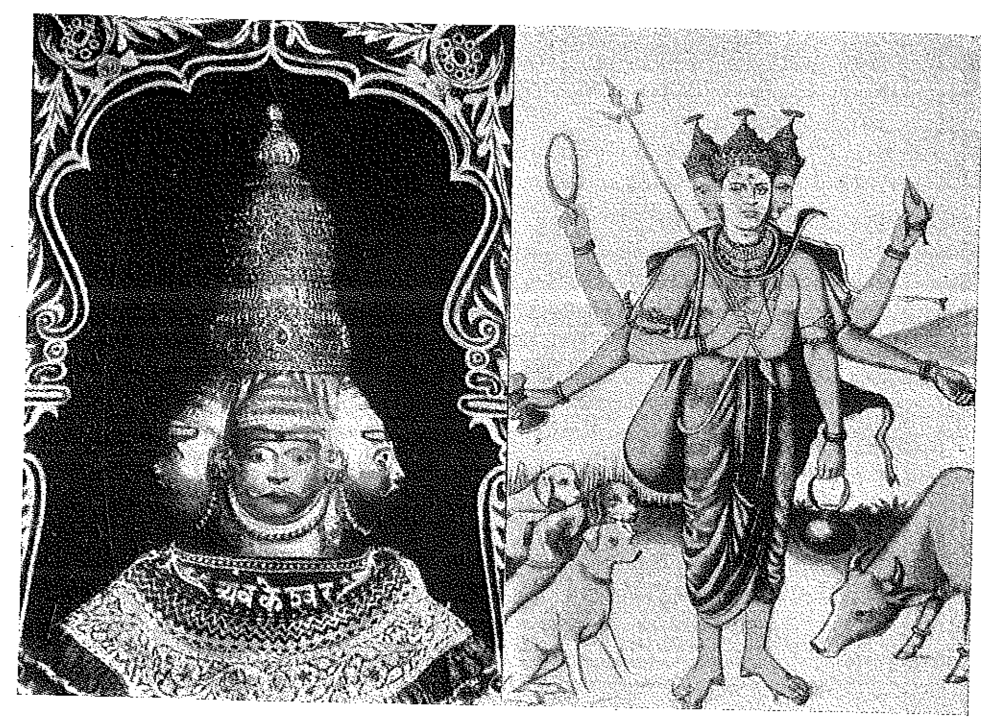


Abb. 2. Die hinduistische Götterdreiheit in neueren Darstellungen Aufn. Verf.

hand, teils inschriftlichem, teils rein bildlichem Zierat bedeckt. Es verlohnt sich für unsere jetzigen Zwecke nicht, der Lesung der arabischen Lettern nachzugehen, zumal die in unserer Abbildung nur auf einer Seite sichtbaren Zeichen höchstwahrscheinlich das ganze Gefäß umlaufen. Unsere ganze Aufmerksamkeit wird vielmehr durch ein ungefähr quadratisches Plattenstück geweckt, das seinerseits sicher nicht ohne Absicht in der Mitte des Gefäßes angebracht ist und in einem Kreise, über einer Art Fabeltier, wie ich es fürs erste nennen will, ein von Strahlen umgebenes Dreigesicht (mit vier Augen, drei Nasen, drei Mündern) zeigt (Abb. 4). Das Kupfergefäß selbst stammt aus dem 12. Jahrhundert n. Zw. und soll von einem Künstler aus Mossul gefertigt worden sein. Die Typusähnlichkeit unseres iranischen Dreigesichts mit dem von Karl v. Spieß veröffentlichten Flachbild von Radfeld in Tirol, das gleichfalls vier Augen, drei Nasen und drei Münder aufweist, ist auffallend.

Die erste Einzelfrage, die wir an dieses, unter tausenden iranisch-persischen Kunsterzeugnissen einzigartige Fundstück richten, lautet: stellt das Dreigesicht den Mond, wie man nach v. Spieß erwarten sollte, oder die Sonne dar? Die wichtige Entscheidung fällt zugunsten der S o n n e aus, wie die Abb. 5 dartut, die Wiedergabe eines jetzt im Louvre befindlichen, aber aus R(h)ai, dem antiken R(h)agae, stammenden Stückes, das dem 13. Jahrhundert n. Zw. zuzuschreiben ist, aus Stern- und Kreuzmustern im Mauermantel (Verkleidung) besteht und in seiner unteren Mitte ganz deutlich einen Löwen abbildet, welcher seinerseits, ähnlich wie das jetzt wohl auch als Löwe oder als Roß (?) anzusprechende Fabeltier unseres Dreigesicht-Bildwerkes, seinen Schweif erhoben hat und ebenfalls von rechts nach links schreitet. Über ihm aber wölbt sich in schimmerndem Halbbogen der Strahlenkranz einer offenbar aufsteigenden Sonne. Es ist nicht nur der gleiche iranische Raum und die annähernd gleiche Zeitstufe, die uns da wie dort zu denken geben, sondern neben der bemerkenswerten Gleichartigkeit der äußeren Anordnung vor allem derselbe, mächtig sich kundtuende Gestaltungswille, ein Tieferes, einen Sinn also, durch allgemeinverbindliche Form und durch allgemeinverständliches Bild auszusagen. Nirgendwo in der gesamten indogermanischen Welt ist diese rassisch einmalige Fähigkeit stärker durch-

gebrochen — einzig vielleicht die Germanen ausgenommen — als in iranischer Landschaft, ob wir nun die gerade wiederum vom 12. zum 13. Jahrhundert n. Zw. zwischen West-Iran und Herāt in Afghanistan spielenden Beziehungen mit ihrer Wiedergabe sogenannter buddhistischer Motive bei Gefäßdarstellungen ins Auge fassen oder nach Mittelasien gehen, wo die letzten Endes skythischen Stämme „seit jeher Hauptträger der Metallgerätkunst" waren und „die Anfertigung von Gefäßen in Formen mit symbolischer Bedeutung aus Metallblech" in auffallendem Gegensatz zum arabisch-islamischen Kunsthandwerk bevorzugten. In diese Entwicklungsreihe sind auch unsere beiden Abbildungen einzugliedern, die sich als unzerstörbare Formeln uralter Welt-Anschauung gegenseitig ergänzen und bestätigen, dem Relief Donatellos oder dem wohl Tizian zugehörigen Lebensalterbildnis (Allegorie der von der Prudentia beherrschten Zeit) ebenbürtig, aus demselben Recht heraus, mit dem man auch die iranische Siegesgöttin am Ṭāq i bustān einem zu beiden Seiten schwebenden Paar „Engel mit dem Brustbild Christi im Firmament, vom Barberini-Diptychon, Louvre" verglichen hat.

Es kann nicht anders sein, als daß das nunmehr in seinen rechten, sinnvollen und endgültigen Zusammenhang gestellte Dreigesicht-Denkmal von Hamadān seinerseits Ausgangspunkt für das bessere Verständnis vorderhand dreier Belegstücke wird und dabei unversehens, aber zwangsläufig als Endglied eines viel älteren Erbganges erkannt wird. So, wenn Karl v. Spieß das ins letzte Drittel des 2. Jahrhunderts n. Zw. zu setzende Dieburger Mithrasheiligtum behandelt und dabei dessen „um eine lotrechte Achse drehbare Steintafel" erwähnt, auf deren Mittelfeld zwölf kleine Bilder als Umrahmung dienen, deren zehntes wiederum drei, aus drei Baumkronen hervorragende Menschenköpfe mit phrygischen Mützen darstellt. Oder wenn Pseudo-Dionysios Areopagita (wohl um 500 n. Zw.) einen τριπλάσιος Μίθρας überliefert, was, auch nach v. Spieß, bezeugt, „daß in der Mithrasreligion die Vorstellung von einer Dreifaltigkeit des Gottes vorhanden war, deren genaue Fassung wir nicht kennen". Immerhin läßt sich wenigstens aus dem Mithra gewidmeten Mihir-Yäšt (X) Vers 143 entnehmen, daß in seinem Bereiche sein strahlendes Antlitz hervorgehoben und er selbst mit Sonne, Mond und dem Sterne Tištriya zusammengefaßt wird. Äußert sich darin eine Art Dreifaltigkeit, deren späte Spiegelung in der Dreigesicht-Darstellung des Hamadān-Bildwerkes genau so erkannt werden könnte, wie dessen möglicherweise als Roß anzusehendes Fabeltier seinerseits zusammenhinge mit dem von Kraft erstrahlenden Antlitz eines „feuerfarbigen, glänzenden, goldohrigen, mit goldenem Zaum versehenen Rosses" im Bahrām-Yäšt (XIV) Vers 9? Volle Sicherheit läßt sich hier mangels entsprechender Funde noch nicht gewinnen. Aber sebst N y b e r g, dessen Mithra-Auffassung erheblich von der meinigen abweicht, kann doch nicht umhin, angesichts von Yäšt X Vers 143 festzustellen, daß hier „der auf dem Wagen fahrende Mithra geradezu als die strahlende Sonne angerufen zu werden" scheint. So viel zum iranischen Befund. Und was bekundet Indo-Arien? Wir erschließen seine Aussage durch eine einfache Überlegung. Das in den beiden eben erwähnten Avesta-Stellen für den Begriff „Antlitz" verwendete Wort lautet ainika; „ein Drei-Antlitz, ein Dreigesicht habend" würde im Avestischen *ϑri-ainika- und in dem ihm sprachgeschichtlich sehr nahestehenden ältesten Zweig des Alt-Indoarischen, dem Vedischen, tryanīká- lauten. Und nun wartet unser ein weiterer glücklicher Zufall: dieses Beiwort tryanīká- ist tatsächlich erhalten, und zwar in einem der ältesten Bücher des wiederum ältesten Veda, des Rigveda, wo wir III 56,3 lesen: „Der Bulle A l l g e s t a l t hat drei Bäuche und drei Euter, in großer Menge besitzt er Nachkommenschaft. Er, der drei Gesichter hat, herrscht als Mächtiger; er ist der besamende Bulle der vielen (Kühe)" (K. F. G e l d n e r). Die Frage, wer dieser Bulle Allgestalt ist, läßt sich zunächst nicht ohne weiteres beantworten; denn das Lied III 56 ist ein allen Göttern gewidmeter Hymnus und zudem auch sonst noch inhaltlich dunkel. Die Gelehrten haben demgemäß in der Beantwortung unserer Frage, auf die ja sehr viel ankommt, geschwankt. Der eine riet auf den Regengott Parjanya, der andere auf den Feuergott Agni, wieder andere auf Agni oder den Gott des heiligen Trunkes Soma, ohne



Aufn. A. C. Cooper

Abb. 3. Kupfergefäß aus Hamadan in West-Iran, Gulistan-Museum, Teheran

daß damit eine endgültige Lösung gefunden worden wäre, zumal besonders vorsichtige Vedisten es vorzogen, sich überhaupt nicht zu äußern. Da war mit einem Hinweis auf den sonnenhaften Schöpfergott Tvaṣṭar oder gar den Himmelsgott Dyaus schon mehr gedient, und der einheimische Kommentator Sāyaṇa kam dem Ziel am nächsten, wenn er den tryanīká- als „das Jahr" aufgefaßt wissen wollte. Wie immer, wenn man im Rigveda nicht mehr von der Stelle kommt,



Aufn. Verf.

Abb. 4. Das Dreigesicht vom Kupfergefäß von Hamadan

empfiehlt es sich, nach Parallel-Stellen auszuschauen. In der Tat führt dies oft bewährte Hilfsmittel auch uns hier weiter, so daß man sich wundern muß, wie so viele ausgezeichnete Forscher bei der Auslegung von Rigveda III 56,3 in die Irre gehen konnten. Ohne mich in Einzelheiten einzulassen, weil hierfür weder Ort noch Gelegenheit ist, mache ich die Fachleute darauf aufmerksam, daß nicht nur G e l d n e r s Hinweis auf Rigveda VI 22,1, wo der Sonnengott Indra gemeint ist, ungemein wertvoll ist, sondern daß in nächster Nähe unseres Liedverses, allerdings bisher unbemerkt, nämlich in III 55,19, der Bulle Allgestalt als Savitar erscheint, was durch die Befunde in X 10,5 und I 35,4 nur noch erhärtet wird. (Man könnte in zweiter Linie außerdem III 39,4 oder II 1,8 heranziehen.) Der Vers I 35,4 lautet in G e l d n e r s Übertragung: „Savitṛ, der Anbetungswürdige, hat den perlenbedeckten, allfarbigen hohen Wagen mit goldenen Jochpflöcken bestiegen, der Buntstrahlende, den schwarzen Dunst (verbreitend), seine Stärke anlegend". Savitar aber ist unbestrittener Sonnengott; der Zusammenhang mit dem Mithra gewidmeten Verse Mihir-Yäšt (X) Vers 143 wird dadurch besonders schlagend.

Das, was zu sagen war, ist in der Hauptsache damit gesagt. Selbstverständlich ließe sich zu Nebenfragen noch mancherlei vorbringen. So z. B. zu der Herkunft der Bedeutung unseres Beiwortes tryanīká-, wozu sich Kosmisches und Mythisches gleichermaßen anführen ließe. Schon der alte, etwa ins 9. Jahrhundert v. Zw. zu rückende Veda-Erklärer Yāska (VII 5) hat behauptet, daß das Licht drei Gestalten besitze: eine auf der Erde, Agni, eine im Luftraum, Vāyu oder Indra, und eine am Himmel, Sūrya oder Savitar. Daß es sich bei dieser aus urtümlichem, sonnenhaftem Eingottglauben zur Vielgötterei strebenden Überlieferung um echtes Altgut handelt, wird übrigens auch dadurch bewiesen, daß noch im VI. Buch des großen altindoarischen Heldengedichts, Rāmāyaṇa, Sūrya mit Agni und darüber hinaus sogar mit der Trimūrti selbst gleichgesetzt wird. Oder man deutet das Vorhandensein der Drei in tryanīká aus ihrer allgemein mythischen Weihe, wobei es gleichzeitig unbenommen bleibt, an ein viertes Antlitz zu denken, das jedoch gemäß vedischer Vorstellung für Sterbliche unsichtbar ist. Meine persönliche Auffassung allerdings geht dahin, daß die Dreigesichtigkeit geschichtsmythischen Ursprungs ist, wofür sich folgende Gründe anführen lassen. Agni, über dessen wesenhaft enge Verwandtschaft mit dem Sonnengott Sūrya im gesamten indogermanischen Bereiche kein

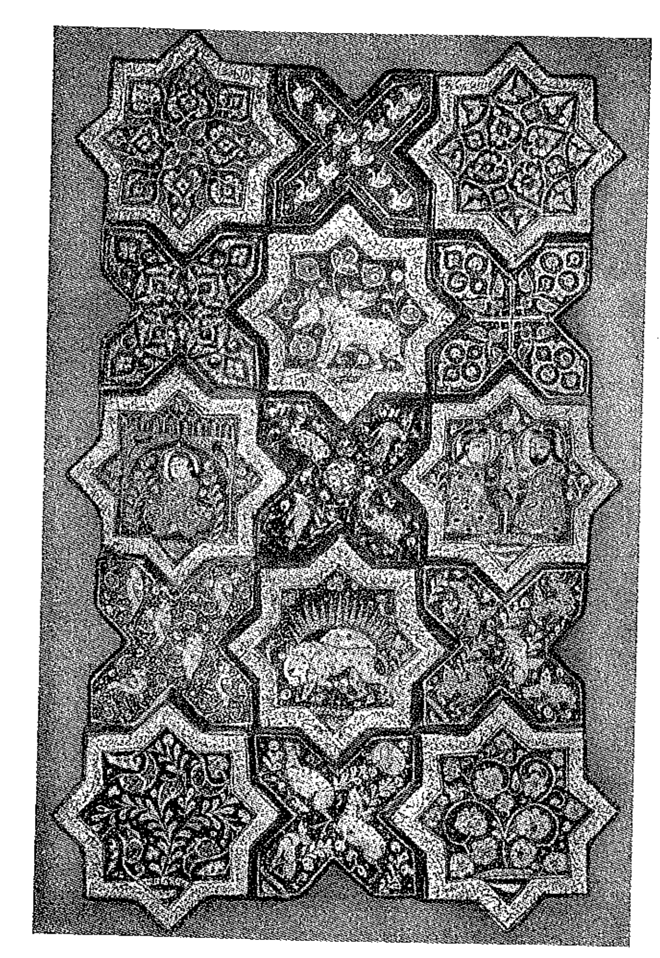


Abb. 5. Mauermantel von Rhai in Iran Aufn. Verf.

Zweifel besteht und der übrigens anīka-Zusammensetzungen auffallend gern als Beiwörterschmuck trägt (vgl. Rigveda I 115,1; VI 51,1; X 48,3 zusätzlich), führt die einmalige Bezeichnung trimūrdhán (Rigveda I 146,1) „dreiköpfig“, während der Drache als Gegner des Sonnenhelden Trita triśīrṣán (ebd. X 8,8; 99,6), d. h. ebenfalls „dreiköpfig“ heißt. Die Übereinstimmung beider Worte mit avestisch ϑrikamərəδa „dreiköpfig“ ist kein Zufall, weil dies wiederum ein Beiwort ist des Aži Dahāka, eines Ungeheuers, das von dem gefeierten Helden der iranischen Sage, Ferīdun, besiegt wird. Ferīdun aber ist avestisch Thraētaona, eine Nebenform zu altindoarisch Trita, womit sich der Kreis um den Sonnenhelden und seinen Widersacher, auch unter Einbezug der sachgeschichtlich verwandten griechischen Wortformen *τριπρόσωπος* und *τρικέφαλος* (*τρικάρηνος*) geschlossen hat. Die Übereinstimmung ist besonders zwingend bei dem gern dichterisch gebrauchten *τρικάρηνος*, da als übergeordnetes Hauptwort bei ihm *ὄφις* erscheint, dies aber gleich avestisch aži, und zwar lautlich wie bedeutungsmäßig „Drache, Schlange“, zu setzen ist. — Im Alt-Indoarischen lebt tryanīká selbst noch da und dort weiter, jedoch so, daß es für den jetzigen Zusammenhang nicht unmittelbar bedeutungsvoll ist, und im Mittel- sowie im Neu-Indoarischen haben sich auch diese Spuren vollends verloren. Das Wort ich geschwunden, die Sache selbst geblieben. Des sind die Bildwerke Zeugnis, die wir in Abb. 2 kennengelernt haben als Darstellung der hinduistischen Trimūrti, derselben Trimūrti, mit der das Rāmāyaṇa den Sūrya ineinssetzt. Der Schluß ist unausweichlich: Erbverwandtschaft, nicht Lehn- oder Elementarverwandtschaft, so bei Indo-Arien, so auch bei Iran. Oder, mit anderen Worten und einem anderen Beispiel: es hat sich dieselbe Sachlage ergeben wie bei dem auch in deutscher Volkskunst außerordentlich häufigen Sinnbild der zwei im Lebensbaum und zu beiden Seiten der Sonne sitzenden Vögel. D. h. der Rigveda ist die älteste schriftliche Quelle (I 164,20), in Iran aber findet sich die früheste bildliche Darstellung, geborgen mit der gleichen treuen Bewahrsamkeit, die ein echt indogermanisches Kennzeichen dieses Raumes ist und ganz gewiß noch viel, viel mehr solcher kleiner oder großer Kostbarkeiten beherbergt, wie wir vorstehend eine wenigstens näher kennengelernt haben. Und noch kennenlernen werden, wenn wir uns erst

gewöhnt haben, diesen Raum und sein Erbe — und zwar von der nicht-zarathustrischen Religion der Achämeniden bis zur arabisch-islamischen Tarnung so mancher iranischer Sachverhalte — mit anderen Augen anzuschauen als bisher.

Die grundsätzlichen Forderungen, die sich aus alledem für die Sinnbild-Forschung ergeben, sind klar. Ich habe sie, schon seitdem ich in der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“ auf dies wichtige Gebiet hegend und pflegend achten mußte, immer wieder erhoben; sie lauten, in knappen Stichworten zusammengefaßt: Einbringung des ganzen einschlägigen Stoffes aus dem deutschen, germanischen und indogermanischen Raum; saubere zeitliche und einzelvölkische Schichtung dieses Stoffes (am zweckmäßigsten durch Anpassung an die großen Sprachlandschaften der Indogermania); Ergänzung, Überprüfung und Verdeutlichung dieses Stoffes durch Aufsuchen der entsprechenden Belege im gesamten indogermanischen Schrifttum; dauernde Sicherung und Abgrenzung gegen alle nicht-indogermanischen Kulturbereiche. Diese ganze Tätigkeit aber muß unter ein wesentliches, neues Denkgesetz gestellt werden, falls sie auf die Dauer fruchtbar werden soll: so wie wir durch die große Tat insbesondere deutscher Forscher während des 19. Jahrhunderts gelernt haben, innerhalb der indogermanischen Sprach- und Kulturwissenschaft und ihrer Einzelfächer in Wort- und Sachgleichungen zu denken, so müssen wir jetzt ernsthaft lernen, in Bildgleichungen zu denken und überall, wo es notwendig ist, auch die Linien von den Bildern folgerichtig zu den Texten zu ziehen. Denn Texte und Bilder, Kunst und Sprache, beide sind sie Wipfel und Wurzel am uralten Baume nordischen Bluts und indogermanischen Geistes.

Schrifttum (in der Reihenfolge der Verwendung im Text):

Karl von Spieß, Marksteine der Volkskunst. 1. Teil (= Jahrbuch für historische Volkskunde. V., VI. Band, Berlin 1937), S. 93—125: „C. Die männlichen Dreigestalten. Dreikopf und Dreigesicht. D. Tiere zu dreien.“ Ich danke Herrn Dr. phil. habil. O. Paul, meinem Mitarbeiter, für diesen Hinweis.

Karl von Spieß, Trinitätsdarstellungen mit dem Dreigesicht (= Werke der Volkskunst. II. Band, Wien 1914), S. 28—51.

E. Osborn Martin, The gods of India. A brief description of their history, character and worship (London — Toronto — New York 1914), Tafel gegenüber S. 81. Einen dreiköpfigen Maheśa oder Maheśvara bringt Ananda K. Coomataswamy, Geschichte der indischen und indonesischen Kunst (Leipzig 1927), Abb. 285.

André Godard, A propos de l'exposition de l'art Persan à Londres (= Gazette des Beaux-Arts, Paris 1931, I, S. 209—224, mit Abb.).

René Grousset, Les civilisations de l'Orient (Paris 1929), S. 219 und 252; Abb. 174. Den wichtigen Hinweis auf die Abbildung verdanke ich meinem lieben iranischen Schüler D. Monchi-Zadeh.

Ernst Diez, Die Kunst der islamischen Völker (Berlin-Neubabelsberg 1915), S. 201.

Heinrich Glück und Ernst Diez, Die Kunst des Islam (Berlin 1925), S. 86.

Erwin Panofsky, Hercules am Scheidewege und andere antike Bildstoffe in der neueren Kunst (Leipzig/Berlin 1930), S. 1—35: „Signum Triciput“.

Ernst Herzfeld, Am Tor von Asien. Felsdenkmale aus Irans Heldenzeit (Berlin 1920), Tafel XXXVII und S. 72—74.

H. S. Nyberg, Die Religionen des Alten Iran (Leipzig 1938), S. 60.

Karl F. Geldner, Der Rigveda. Übersetzt und erläutert. Erster Teil. Erster bis vierter Liederkreis (Göttingen — Leipzig 1923).

Christian Bartholomae, Altiranisches Wörterbuch (Straßburg 1904).

*

Zu den am Schlusse dieses Aufsatzes aufgestellten methodologischen Forderungen verweisen wir auf den nachfolgenden Aufsatz von M. F. Helmers und auf das schöne Goethewort, in das er ausklingt; sowie auf den Beitrag von Werner Schulte in diesem Heft S. 236 ff. Was der Forscher als strenge wissenschaftliche Wegweisung fordert, hat der Dichter aus der Wesensschau des Sinnbildes im arischen Sinne ausgesprochen. Die Zeitschrift „Germanien“ hat in ihren Beiträgen zur Sinnbildkunde seit langem die indogermanische Sinnbildsprache als Inhalt unserer völkischen Eigenkunst zu erweisen versucht; beginnend mit dem Aufsatz „Sinnfälliges und Sinnbildliches“ im Februarheft 1933.

Schriftleitung.

Einfahrts- und Hoftore mit ihren Sinnzeichen

Von Menne Feiken Helmers

Der deutsche Bauer, ob er nun auf einem Einzelhof oder in einer geschlossenen Dorfsiedlung wohnt, empfindet wohl immer seinen Hof, d. h. das Haus und den dazugehörenden Hofplatz, als den Ort, wo er ganz nach eigenem Willen schalten und walten kann, wo er trotz mannigfacher Bindungen an die Dorf- und Volksgemeinschaft unbehelligt und ungestört sein will.

Der Niedersachse hat zumeist um den gesamten Haus- und Hofplatz eine einfache Mauer aus Findlingssteinen gezogen oder einen „Stakentun", der an die Stelle des früher sehr beliebten „Eikenboltentun" getreten ist. Über Einzelheiten im Aufbau der Mauern und Zäune kann in diesem Zusammenhang nicht berichtet werden, auch ist wenig über die Einfahrt auf den Hof, das Hoftor, zu sagen. Es ist meist nur in einfacher Zimmermannsarbeit hergestellt, oft sogar vom Hofbesitzer selber.

Eine Fußgängerpforte findet sich nur selten neben der eigentlichen Zufahrtspforte. Es sind dafür seitlich Stufenbretter angebracht, „Stegel" genannt, um den Zaun übersteigen zu können.

Nur im Alten Lande hat das Hoftor eine besondere Ausgestaltung erfahren (Abb. 1). „Puurten" heißen die Prunkpforten im Sprachgebrauch der Altländer. Unter einem schützenden Satteldach zeigen sich zwei Eingänge. Der größere, die Einfahrt, weist eine schöngespannte Bogenwölbung mit Inschrift auf, die in der Scheitelhöhe eine Weintraube trägt und seitlich davon plastische Löwenköpfe. Der Personeneingang zeigt am Türsturz reiches, geschnitztes und bemaltes Rankenwerk auf, das Hofbesitzernamen und Jahreszahl umrahmt. Darüber ist in Art einer Balustradenbrüstung eine Füllung in kunstvoller Drechslerarbeit angebracht. So wirkt dies ganze Tor wie ein Triumphbogen oder wie eine große Ehrenpforte, deren leichtvergängliches Blumengerank durch einen Schnitzkünstler in eine beständige Form übergeführt ist und nun in Konstruktion und Schnitzerei eine wundervolle Harmonie mit dem Fachwerk und den Steinsetzungen ergibt.

Eigentümlich wirken nun die beiden, hier schon erwähnten, mit den Zähnen fletschenden Löwenköpfe. Formal erinnern sie uns an die romanischen und gotischen Türklopfer, auch an die Löwen der romanischen Taufen, deren Kuppa sie tragen.

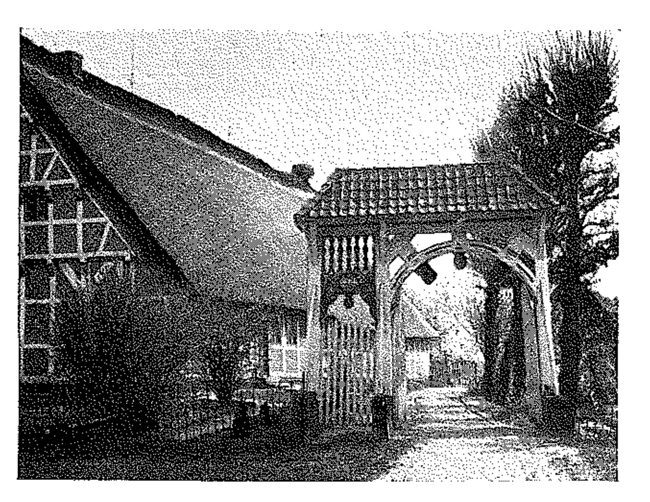


Abb. 1. Prunkpforte aus Neuenfelde, Altes Land

Hier sollen sie offenbar dem Unbefugten den Zutritt zum Taufwasser, dem christlichen Lebenswasser, verwehren. Grimm (97) erzählt in dem Märchen „Das Wasser des Lebens" von Löwen, die in einem Schlosse liegen und dort den Lebensbrunnen bewachen. Als Wächter finden wir Löwen auch vor oder auf Schloß- und Kirchenportalen.

Nun sei weiterhin daran erinnert, daß der Löwe als König der Tiere im Epos auch gleichzeitig als Richter auftritt, daß es in der Soester

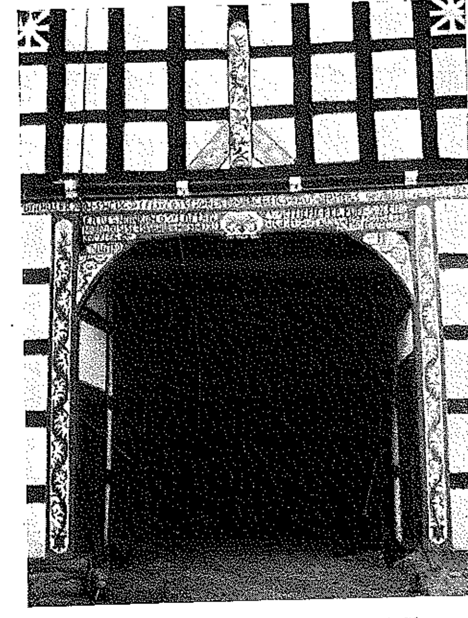


Abb. 2. Einfahrtstor aus Nettelstedt, Westf.

Rechtsordnung aus dem 14. Jahrhundert andererseits auch heißt: „Der Richter soll sitzen auf seinem Richterstuhl wie ein grimmiger Löwe, den rechten Fuß über den linken schlagen, und wenn er aus der Sache nicht recht klug wird, soll er dieselbe ein-, zwei-, dreimal überlegen, eh' er urteilt." Denken wir dann weiterhin an die neurömische Sage vom Wahrheitsmunde, einem steinernen Wasserspeier in Gestalt eines Löwenmaules, in das nur derjenige ungestraft seine Hand legen konnte, der nicht gelogen hatte.

Damit dürfte klar sein, daß die Löwenköpfe der Prunkpforten Wächter sind, wie die „hölzernen Männer" an einem Hoftore in Baunach (Franken), über denen der Spruch steht:

„Wer under disen hineingeht
Und ihn sein Sinn zum Sdelln stehd,
Ist mihr liewer er Bleibd daraußen
Ich haw darinnen Katzen, die selber mausen."

In anderer Form sagt das an einer Altländer Pforte von 1619 ein lateinischer Spruch, der inhaltlich besagt: „Diese offenstehende Pforte ist keinem ehrlichen Manne verschlossen."

Bleibt nun nur noch ein kurzer Hinweis auf die Bedeutung der Weintrauben. Wir kennen aus der sonstigen Volkskunst vielfach Darstellungen der „Kundschafter", die zwischen sich eine mächtige Weintraube tragen. All diese Gestaltungen dürften weniger der dargestellten Personen und ihrer Beziehung zu einer alttestamentlischen Geschichte wegen beliebt gewesen sein, als vielmehr wegen der Weintraube, die hier in ihrer Fülle, so daß sie von zwei Männern getragen werden mußte, als Fruchtbarkeitszeichen angesehen werden muß.

Fruchtbarkeitszeichen sind im Bezirk des Niedersachsenhauses sonst meistenteils am Einfahrtstor, der „Grotdör", angebracht. Bevorzugt werden dabei als Wellenbandornament Lebensbaumdarstellungen, wie das ein Tor aus Nettelstedt (Westfalen) zeigt (Abb. 2). Mancherorts werden auch die in der Edda am Weltenbaum erwähnten Tiere neben einer Lebensbaumranke dargestellt, daneben Sonnen, über die an anderer Stelle noch ausführlicher zu sprechen sein wird.

Hier sind nun andere Zeichen von besonderer Bedeutung: in den beiden oberen Eckfächern unserer Abbildung weißgekalkte Steinsetzungen in Form eines Achtsterns und vor allem die Fachwerkkonstruktion über der Tormitte. Das mit einem Lebensbaum,

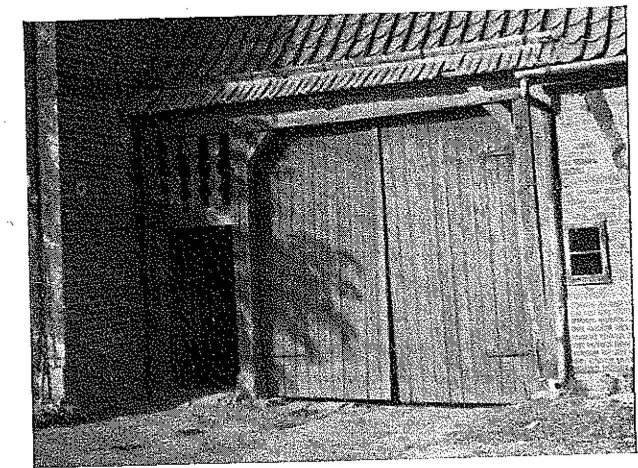


Abb. 3. Einfahrtstor aus Kakerbeck bei Gardelegen

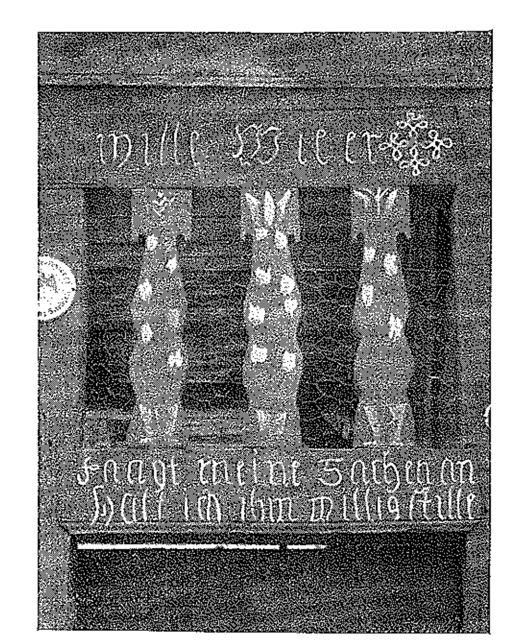


Abb. 4. Teilstück eines Einfahrtstores aus Kakerbeck bei Gardelegen

der aus den Halbbogen hervorwächst, bemalte untere Ende des Mittelpfostens ergibt mit den beiden bemalten Fußstützen die Gestalt der Yr-Rune. Von Baufachleuten wird gar zu leicht über den Sinnbildcharakter einzelner Fachwerkzusammensetzungen Zweifel gehegt. Hier dürfte aber eindeutig erwiesen sein, daß es sich um ein Sinnbild handelt, da die ganze Form durch Malerei aus dem übrigen Fachwerk herausgehoben ist. Dazu kommt noch, daß der Lebensbaum der Senkrechten von zwei Gestalten auf den Seitenstreben flankiert wird; es könnte sich somit um eine Baumverehrung handeln.

Mit dieser Feststellung des Sinnbildcharakters einer Fachwerkkonstruktion findet die von mir in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1937, S. 205, vorgetragene Auffassung eine Bestätigung, und es mag daher auf die dort gegebene Deutung verwiesen werden.

In ähnlicher, architektonischer Einheit wie die beiden Türen der Prunkpforten des Alten Landes sind Einfahrtstor und Haustür bei den mitteldeutschen Gehöftformen miteinander verbunden.

Beim Vierseithof, um den es sich meist handelt, gruppieren sich Wohnhaus, Ställe, Scheune, Schuppen um den großen Wirtschaftshof. Der Abschluß des Hofes gegen die Straße kann nun aus einem einfachen Holzzaun oder aus einer Mauer bestehen und kann endlich auch ganz überbaut sein.

In diesem Falle ist der Zugang zum Wirtschaftshof nur durch eine Unterführung, eine Durchfahrt möglich (Abb. 8, 9). Das abschließende Großtor ist dann gleichzeitig auch für den Personenverkehr bestimmt, indem dazu ein Seitenflügel (Abb. 9) oder eine kleine Handtür in der Mitte des Tores benutzt wird (Abb. 8).

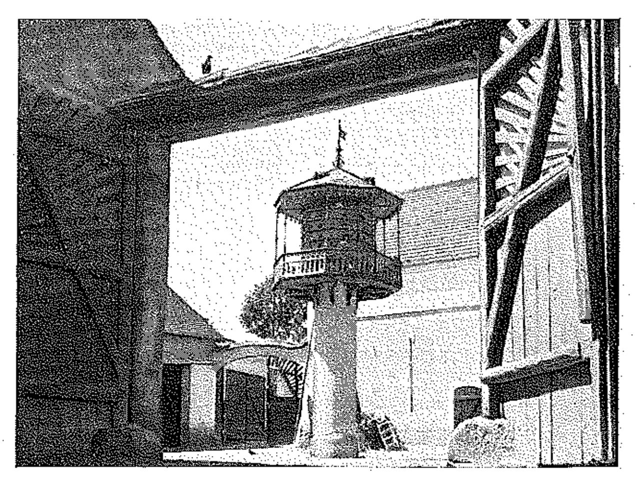


Abb. 5. Einfahrtstor aus Mühlessen bei Eger, Sudetengau

Die allgemeine Regel ist es aber, neben ein gewöhnlich zweiflügeliges Einfahrtstor eine Fußgängertür zu setzen (Abb. 3, 5, 7). Diese architektonische Aufgabe hat nun in den einzelnen Landschaften immer wieder zu neuen reizvollen Formgestaltungen geführt, mag es im Altsiedlungsgebiet Mitteldeutschlands

oder im Egerland, in den Donauländern bis nach Siebenbürgen hinein sein, also in Gebieten, in die Siedlerströme aus dem Herzen Deutschlands eine bestimmte Wirtschaftsform und die mit ihr verbundene Hofform mitgebracht haben.

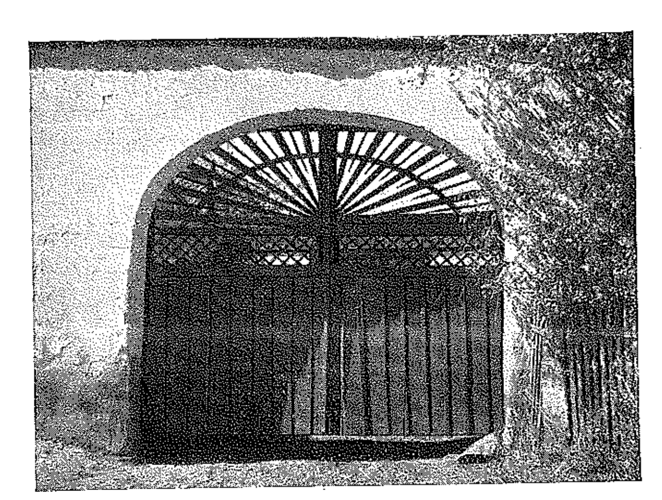


Abb. 6. Einfahrtstor aus Schönwald, Sudetengau

Daß wir nun bei den Toren dieser Höfe auch mit Anbringung von Sinnbildern rechnen dürfen, geht wohl schon aus dem sich an das Hoftor knüpfende Brauchtum hervor, wie es uns z. B. aus Siebenbürgen berichtet wird.

„Im allgemeinen sind die Torflügel geschlossen. Bleibt das Tor aber länger offen stehen, dann spielen schon besondere Ereignisse die Ursache. Bei einer Hochzeit muß das Öffnen des Torflügels des Hochzeitshauses vom Bräutigam gegenüber den verteidigenden Frauen und Mädchen erkämpft werden. Nimmt der Bauer Abschied von dieser Welt, dann geht die Torwache in die Hand des Allmächtigen über. Gleich einem Ehrenposten steht der geöffnete Flügel. Wenn die trauernden Hinterbliebenen aber zu ihrem Heim zurückkehren, ist der Hof wieder umfriedet." (H. Phleps, Ost- und Westgermanische Baukultur 1934, S. 65).

Die das Einfahrtstor umgebenden Architekturteile waren ursprünglich wohl überall aus Holz, wenn die Torbögen jetzt z. B. in Siebenbürgen und dem Sudetenland auch meist aus massivem Mauerwerk bestehen.

Dem einfachen Tor aus Kakerbeck b. Gardelegen (Abb. 3) sieht man noch die Einfügung in einem Fachwerkbau an, wenn auch das angrenzende neuere Wohnhaus schon als Massivbau aufgeführt ist. Ein Vergleich des Tores mit der Altländer Prunkpforte (Abb. 1) zeigt den gleichen Aufbau. Sogar die Einzelstücke der Füllung des Vierecks über der Fußgängertür zeigen ähnliche Profilbildung.

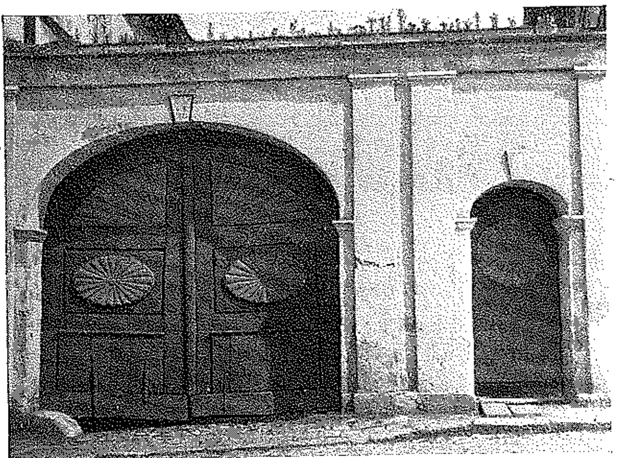


Abb. 7. Einfahrtstor aus Einsiedel, Sudetengau

Bedeutungsvoll ist hier nun, wie aus einer ähnlichen Tür des gleichen Orts hervorgeht, daß hier Sinnzeichen angebracht werden (Abb. 4). Blumen wachsen aus Töpfen empor, vom Zimmermann mit leichtem Hohleisen vorgezeichnet, vom Maler ausgemalt. Darüber ist neben einem etwas verstümmelten Spruch eine abstrakte Verschlingung angebracht. Beide dürften ähnliche Gedanken in verschiedener Form zum Ausdruck bringen.

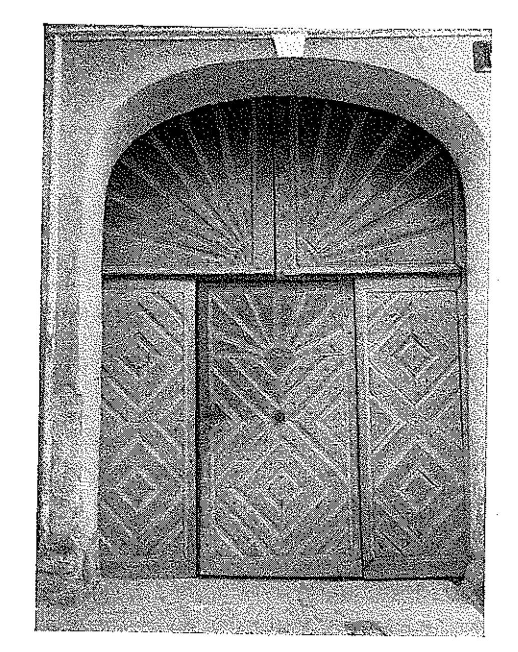


Abb. 8. Einfahrtstor aus Neustadl b. Haid, Sudetengau

Sagt der Spruch, daß Gottes Wege wunderbar sind und man sich daher zu dem Standpunkt durchgerungen hat, „wie er fängt meine Sachen an, halt ich ihm willig stille", so dürfte die Verschlingung von Verwobensein in die das All bewegenden Kräfte und in der rückläufigen Linienbewegung von Wiederkehr reden.

Reiche Formgestaltungen mit zahlreichen Sinnbildern, Kreuze, Sonnen, Wirbel und Hakenkreuze, finden wir über den kleinen Türen in Hessen. Auch hier zeigt die umgebende Architektur eine Holzkonstruktion.

Von besonders eindrucksvoller Form sind die Hoftore im Sudetengau. Die Sonderformen des Egerlandes hat B. Schier einer eingehenden Betrachtung und entwicklungsgeschichtlichen Würdigung unterzogen (Deutsche Volkskunde, 1939, S. 190 ff.).

Auch hier führt der Weg von einer einfachen umfassenden Holzarchitektur zum Mauerwerk, das dieses erst nachahmt, um dann aus einer Eigengesetzlichkeit des Materials zu neuen Bildungen zu kommen. Hand in Hand damit geht eine Umwandlung der Toraufteilung. Das einfache Brettertor, das einem konstruktiven Gerüst, fast möchte man sagen, einer Fachwerkkonstruktion als Verschalung auflag, wird im oberen Teile aufgelockert, indem sich radialaufgenagelte Latten zur großen strahlenden Halbsonne ordnen. Durch das geöffnete Einfahrtstor aus Mühlessen (Abb. 5) sieht man in den Hof mit dem wundervollen Taubenschlag und einem zum Felde hinführenden Ausfahrtstor. Beide Tore zeigen die große Strahlensonne.

Einen ähnlichen Aufbau zeigt ein Tor aus den Grenzgebieten des Böhmer Waldes (Abb. 6). Deutlich sieht man hier aber, daß sich das eigentliche Tor dem gemauerten Torbogen nicht einfügt, sondern von diesem überschnitten wird.

Eine Sonderbildung schöner Hoftore des Sudetengaues zeigt die Gegend bei Haid. Ein Tor aus Einsiedel mag den Übergang bilden (Abb. 7). Auch hier ist eine Verbindung Einfahrtstor und Hand- oder Fußgängertür gegeben. Bei beiden setzen die Bögen, die am Scheitelpunkt einen Schlußstein zeigen, auf einem vorspringenden Kämpferstück an; einfache Pilaster flankieren die Türöffnungen, so daß sich die aus dem antiken Rom her bekannte römische Bogenstellung ergibt.

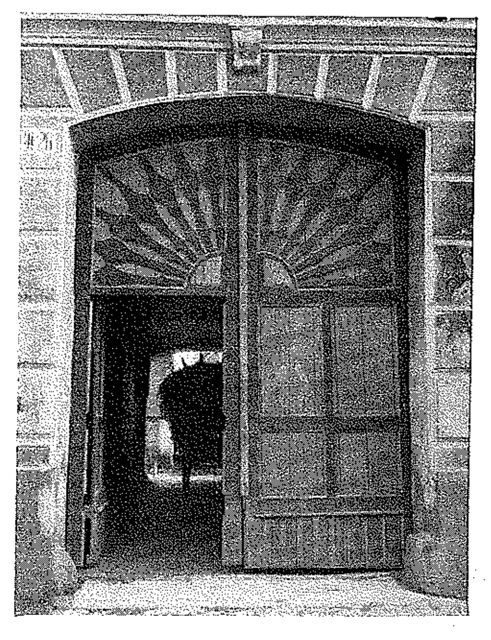
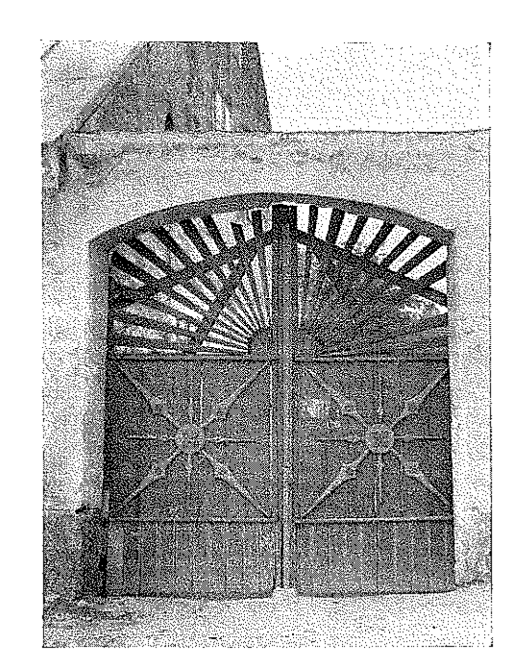


Abb. 9. Einfahrtstor aus Neustadl b. Haid, Sudetengau

Die Türen selber sind hier Tischlerarbeit, aus Rahmen und Füllungen gearbeitet. Diesen sind alsdann Sonnen und Halbsonnen in Gestalt massiver Rosetten aufgelegt.

Kunstvolle Tischlerarbeit zeigen weiterhin zwei Tore aus Neustadt (Abb. 8, 9). Auch hier ist in der Formalgestaltung ein leichter klassizistischer Einschlag unverkennbar, besonders durch die sehr schöne Kassettierung. Daneben finden wir hier aber auch die sonst vielfach bemerkte Strahlensonne. Immer neue Möglichkeiten in der formalen Ausgestaltung dieses Sinnbildes haben die einfachen Handwerksmeister erfunden.

Den Abschluß dieser Reihe mag nun gleichfalls aus Neustadt ein Tor bringen, das wieder mehr an die verschalten Tore des Egerlandes erinnert (Abb. 10). Einer einfachen Holzkonstruktion, sie ist hinter der Strahlensonne zu erkennen, sind auch hier wieder einfache Bretter aufgenagelt, auf denen in den Mittelfeldern kunstvolle Achtsterne angebracht sind.



Aufn. Verf. (10)

Abb. 10. Einfahrtstor aus Neustadl b. Haid, Sudetengau

Daß wir es hier bei den Sonnen und den Achtsternen mit Fruchtbarkeitssinnbildern und Jahreslaufzeichen zu tun haben, bedarf keines Nachweises mehr. Dabei weist das Sonnenzeichen aber keineswegs auf eine äußerlich materialistische Sonnenanbeterei hin, sondern es ist in ihm vielmehr ein Ausdruck jenes Glaubens zu sehen, der nach dem Landnahmebuch des 13. Jahrhunderts den greisen Gesetzgeber Thorkel Mond veranlaßte, sich in seiner Sterbestunde in den Sonnenschein tragen zu lassen. Und wenn es da heißt, daß er „sich in die Hände Gottes befahl, der die Sonne geschaffen habe", so gilt dieser Satz auch noch bis in unsere Tage als Glaubensbekenntnis unseres Bauern: Der göttlichen Schöpferkraft vertraut er im Wechsel der Jahreszeiten sich und seine ganze Habe an.

Von vielen abwechslungsreichen Sinnbildern an und über den Toren, insonderheit von den Sonnenzeichen, gilt das Goethewort: „Das ist wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeine repräsentiert, nicht als Traum oder Schatten, sondern als lebendig-augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen." (Maximen und Reflexionen.)

Ich halte mich mehr denn je an die Reize der Kunst und an alle Studien, die den Geist schmücken und aufklären. Das soll das Spielzeug meines Alters sein, mit dem ich mir die Zeit vertreiben werde, bis mein Licht erlischt. Diese Studien veredeln den Geist. Sie beschwichtigen den Durst nach Rache und lindern die Härte der Strafen und alles Strenge, was zur höchsten Macht gehört, durch eine Beimischung von Philosophie und Nachsicht. Das ist sehr nötig, wenn man Menschen regiert, die unzulänglich sind, was man ja auch selbst ist.

Friedrich der Große

Der Name der Senne

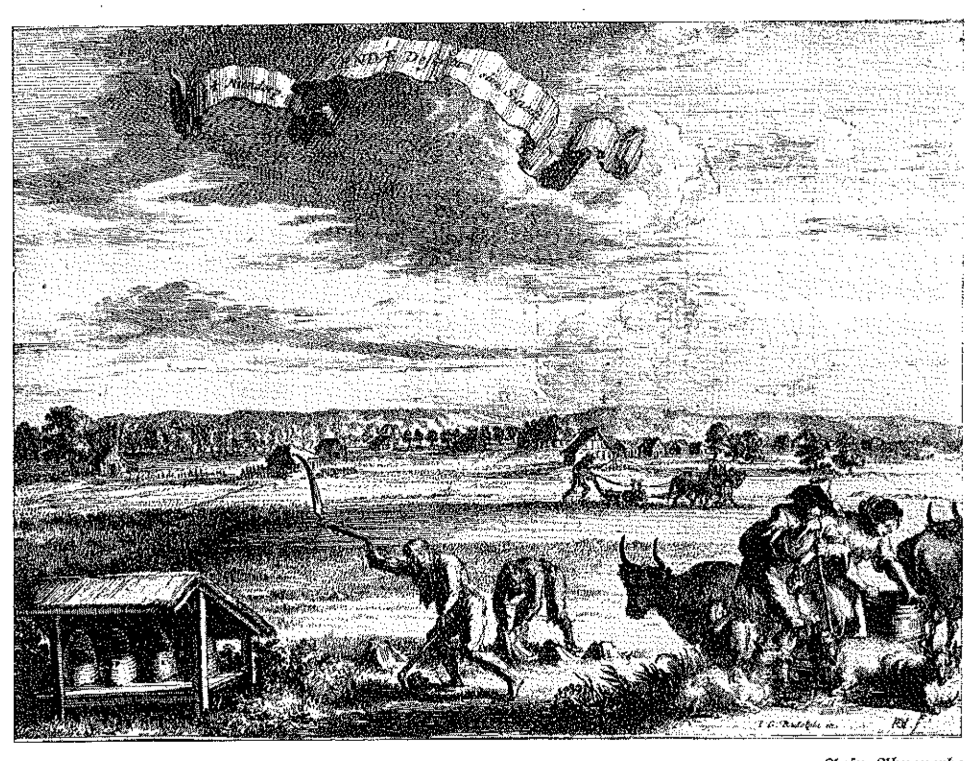
Von J. O. Plassmann

Das ausgedehnte Heidegebiet der Senne, das sich vom Westrande des Osning bis zum Quellgebiet von Ems und Lippe hinzieht, hat nicht erst als einer der größten Truppenübungsplätze Deutschlands Bedeutung erlangt. Seine Lage unmittelbar bei den bedeutsamsten Stätten des alten Sachsenlandes, bei der Teutoburg, bei Thiotmalli und bei den Externsteinen, dazu sein Charakter als Markgebiet zwischen Bruktern und Cheruskern (später Engern), hat ihm früh eine große Bedeutung gesichert, die auch in den verhältnismäßig frühen und zahlreichen namentlichen Belegen der „Senne" zum Ausdruck kommt. Über die Bedeutung des Namens selbst ist jedoch bis heute noch keine Einigkeit erzielt worden. Jede Namensdeutung hat natürlich von den ältesten erreichbaren Belegen auszugehen. Diese lauten nach Förstemanns Altdeutschem Namenbuch (II. 732 f) für die Zeit um das Jahr 1000: „Sinithi" (Zs. f. Westf. Gesch. IX. 259; Osnabr. Urkb. a 965, 1028, 1057); „Sinithe" (Vita Meinwerci); Sinidi, Sinedi, Synatha, Sinede (Erh. Urkb. I. a 1002 a 718). Ferdinand von Fürstenberg bringt in seinen Monumenta Paderbornensia (Ausg. von 1672, S. 233) einen Panegyricus auf das „Desertum Sendae, olim Sinedi appellatum"; in den Erklärungen dazu (S. 234 f) wendet er sich gegen die Verwechslung dieses „desertum vastumque ericetum" (Einöde und wüstes Heidegebiet) mit dem Wintfelt und dem Sintfelt; für den Namen der Senne, die er für den Schauplatz der endgültigen Niederlage des Varus hält, bringt er die Belege Sinedi (Karl d. Gr.), Sinede (Otto III.), Sinidi, Sinedi, Seneto (Heinrich II.) und selbst Synatha, eine Form, die von allen anderen am weitesten abweicht. Auf seiner Karte zu den Sachsenkriegen (S. 82/83) trägt er „desertum Sinedi, nunc Sende" ein, während er auf der für ihn zeitgenössischen Karte (III. Buch zu Anfang) die heutige Form „Die Senne" bringt.

An verwandten Namensformen, die Förstemann a. a. O. bringt, sind bemerkenswert Sendena (Osnabr. Urkb. III. a 1263), heute Sende bei Verl, Kreis Wiedenbrück, das offenbar seinen Namen von der Senne selbst hat; ferner Sinitfeld, das auch von Fürstenberg genannte heutige Sindfeld im Kreise Büren, und vor allem Sinlendi, das Land um Schleswig, das uns vielleicht, wie wir gleich sehen werden, einen Hinweis auf die Bildung des Namens Senne gibt. Die von Förstemann genannten Ortsnamen Sinwelberch, Sinnwellespuhil (Schwaben) und Sinevelveld (N.-Österreich) gehören dagegen vielleicht zu mhd. sinwel, ahd. sinawel, „rund, zylindrisch"; doch werde ich noch eine andere Möglichkeit behandeln.

Über die Deutung des Namens herrscht Unklarheit. Förstemann stellt ihn zu sin-, „groß, dauernd", weist aber auf norw.-schwed. sine, „auftrocknen", norw. sinegras, sengras (Gras, das im Winter eingetrocknet am Halm im Freien blieb) hin; die Weiterbildung zu Sinithi bleibt aber offen. Otto Preuß (Die Lippischen Flurnamen, Detmold 1893, S. 138) erwähnt: „Senne, auf der, Mosebeck; Sennebrink, Wiembeck; die Sennegärten bei Detmold, um 1500 de lütke und grote Sende; Sennekamp, Großenmarpe; Sennenwiese, Wiembeck. Ebenso wie die große Senne um Haustenbeck, 1001 Sinethi, zum ahd. sinidi: Weideland", wobei er auf Arnold, Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme (Marburg 1875, S. 531) verweist. Dies ahd. sinidi dürfte aber mit Sinidi, Sinedi und Sinithi identisch sein, gibt also keine Erklärung. Die Bedeutung „Weideland" ist nirgendwo belegt.

Wir müssen uns schon unter den altsächsischen Wortbelegen nach Wörtern ähnlicher Bildungsweise umsehen, um eine Erklärung zu finden. Der Heliand bietet eine ganze Gruppe von Wörtern, die mit der Vorsilbe sin- gebildet sind: sin-lîf, „ewiges Leben" (Hel. 1024. 1475. 1801. 3652; vgl. Sehrt, Vollst. Wörterb. zum Hel. und zur alts. Genesis, Göttingen 1925; S. 466), sin-nahti, „ewige Nacht" (Hel. 2146); sin-skôni, „ewige Schönheit" (Hel. 2359. 2600. 3598. 3637; Sehrt a. a. O.), von der ewigen Seligkeit gemeint; vor



Aufn. Ahnenerbe

Die Senne. Kupferstich aus den Monumenta Paderbornensia des Fr. von Fürstenberg, 1670

allem aber sin-weldi, „großer, unendlicher Wald" (Hel. 1121; Sehrt a. a. O.). Vergleicht man damit noch sin-hîwun, „Ehegatten" (Genesis 96, 98, Hel. 1035, Sehrt S. 465), so wird die Bedeutung von sin- als „ewig, dauernd" ganz klar; es sind die auf immer miteinander verbundenen Gatten (hîwa die Gattin, Hel. 302. 2714). Wir können sinweldi also als „ewiger Wald" deuten; besonders bemerkenswert aber ist der Zusammenhang, in dem der Heliand das Wort bringt:

> Was im an them sinweldi sâlig barn godes
> lange hwîle, untthat im thô liobora ward,
> that he is kraft mikil kûdien wolda
> weroda te willion. thô forlêt he waldes hlêo,
> ênôdies ard endi sôhte im eft erlo gimang . . .

„Es war in dem ‚Sinwald' der selige Gottessohn lange Zeit; bis es ihm lieber ward, daß er seine große Kraft kundtun wollte, der Gefolgschaft zum Heile. Da verließ er des Waldes Dach, der Einöde Feld und suchte wieder der Menschen Gemeinschaft." Der Helianddichter gibt hier die Stelle bei Marcus 1,13 (Et erat in deserto quadraginta diebus et quadraginta noctibus . . .) nach germanischer Anschauung wieder, nach der das Leben in der Wildnis ein Leben im Walde, im Urwalde der Mark ist. Das „desertum" ist hier das ‚sin-weldi' (als st. Neutr. mit io-Suffix von wald abgeleitet) — sollte das „desertum Sinedi" ähnlich gebildet sein? Ich glaube, wenn man neben sin-weldi das obengenannte sin-lendi bei Schleswig stellt (lendi ist offenbar eine Weiterbildung von land, wie weldi von wald, der Sinn ist kollektiv, „Gelände"), so kann man als Sinn dieser Bildungen Landschaftsbezeichnungen erschließen, in denen die Vorsilbe sin- die Dauerhaftigkeit im Sinne der Unberührtheit kennzeichnet; also etwa „Urwald" und „Urland". Wenn in diesem Sinne mit sin-lendi etwa ein

unberührtes Heideland gemeint ist, wofür Anhaltspunkte bestehen, so möchte ich die schriftlich belegten Formen Sinithi, Sinethe, Sinedi, Sinidi, Sinedi usw. auf ein ähnliches Kompositum zurückführen, das als altsächsisch *sin-hêđi anzusetzen wäre und „ewige Heide", „unberührtes Heideland" bedeuten würde.

Ist eine solche Zusammensetzung alt, so ist der Ausfall des h leicht zu erklären; aber auch der Übergang des ê der zweiten Silbe in kurzes i ist nicht ohne Parallele. In nebentoniger Silbe verliert das ê im Laufe der Zeit die Länge; aus *sinethi aber wird lautgerecht durch Umlaut sinithi, das die am häufigsten belegte Form ist[1]). Entsprechend wird in Zusammensetzungen auch das in Ortsnamen häufige alts. stedi zu stidi; so in Colstidi, dem heutigen Kohlstädt[2]). (Merkwürdig ist dabei, daß nach Abfall des i der letzten Silbe auch der Umlaut allgemein wieder rückgängig gemacht wurde.)

Daß das ausgedehnte Heidegebiet südwestlich des Osning als die „Urheide" schlechthin bezeichnet worden ist, kann nicht wundernehmen, denn die Senne ist heute noch das größte Heidegebiet in ganz Westfalen. Von dem sinlendi um Schleswig scheint mir übrigens noch eine unmittelbare Brücke zu dem Begriff und dem Wort „Heide" zu führen.

Das Wort sinlendi, auch in der Form sillendi, ist mehrere Male überliefert. So in der Vita Hludovici imperatoris (MGSS 2, c. 25, S. 620), und zweimal in dem sogenannten Ottarbericht, im Anhang zur Weltgeschichte des Orosius (King Alfred's Orosius, ed. by Henry Sweet, M. A. Part. I, London 1883, S. 19). Mit dem Worte wird das Gebiet nördlich der Eider, wohl zwischen Eider und Schlei bezeichnet, obwohl eine genaue Grenzbeschreibung nicht vorliegt. Dies Gebiet ist anscheinend erst spät besiedelt worden und weist aus der Wikingerzeit weder Funde noch Ortsnamen auf; es enthält auch heute noch große Heidegebiete, Moore und Wald[3]). Das sinlendi ist also ein großes, unberührtes Heidegebiet, und sicher ist der Name der Stadt H a i t h a b u, die am Rande dieses Gebietes lag, von diesem Heidegebiet abgeleitet. Sie heißt in der genannten Orosiusstelle auch „at haeþum" und „of haeþum", „an den Heiden", und daß sie am Rande eines Heidegebietes lag, ergibt sich noch aus der Bezeichnung „Loheide" für das südwestlich vor Haithabu gelegene Gebiet. Bei der Ausgrabung ergab sich, daß mindestens der südliche Teil der Stadt auf altem Heideboden lag, man fand dort unter dem dünn und wahrscheinlich auch spät besiedelten Gebiet ein typisches Heideprofil mit Rohhumus, Bleichsand und Ortstein. Nur wenige Kilometer von Haithabu geht der große, auf den Mittelrücken beschränkte Heidestreifen in nordsüdlicher Richtung entlang[3]).

Die Bildung sin-lendi wäre dann etwa sinngleich mit sin-weldi, insofern beide ein unberührtes Urland bezeichnen. Die Form sillendi beweist, daß das Präfix schon früh durch Lautangleichung fest mit dem nachfolgenden Worte verbunden worden ist, also wohl auch hier schon den Hauptton trug. Um so eher können wir eine solche Angleichung aus *sinhêđi in sineđi zu siniđi anzunehmen.

Vielleicht hat auch das Wort sinweldi als Bezeichnung für einen bestimmten Mark- oder Urwald hier oder dort bestanden; so könnten die von Förstemann genannten Orte Sinwelberch, Sinnwellespuhil und auch Sinevelveld auch aus *sinweldiberc, *sinweldespuhil oder *sinweldi-veld entstanden sein und somit nichts mit sinwel, „rund" zu tun haben. Übrigens läßt sich auch das obenerwähnte norw.-schwed. sinegras, sengras, das den Winter über eingetrocknet am Halm im Freien blieb, von sin-

[1]) Es ist schwerlich anzunehmen, daß hier eine Kollektivbildung mit -ithi vorliegt wie in Erelithe (Erlenwald) oder Urethi (Ührde, zu Ur, Auerochse); solche unmittelbare Zusammensetzungen von Präfix und Suffix sind kaum denkbar.

[2]) Otto Preuß, Die Lippischen Flurnamen, Detmold 1893, S. 91: „Kohlstädt, Dorf im Amt Horn, um 1015 Colstidi, ebenso wie die Kolstidde. Schieder und die Kohlstie, Rott, Die Stätte eines Kohlenmeilers."

[3]) Ich verdanke diese wichtigen Angaben den Mitteilungen von Herbert Jankuhn in Kiel.

als „dauernd" ableiten: es ist das Dauergras, eine Bildung entsprechend unserem heute noch gebräuchlichen „Sinngrün", das ja „Dauergrün, Immergrün" bedeutet.

Dürfen wir in der Senne die alte „Sin-hêđi", die große unberührte Heide schlechthin erkennen, so gewinnt eine Meinung von Wilhelm Teudt, die er in dieser Zeitschrift vorgetragen hat (Jahrgang 1930, Seite 43 ff.) erneut Gewicht. Er untersucht dort die Überlieferungen über „Hethi" — so hieß nach der Translatio S. Viti der Ort, an dem das erste Kloster im Bistum Paderborn gegründet wurde — und kommt zu dem Schlusse, daß Letzners Behauptung, dies Hethi habe im Solling gelegen, unhaltbar sei. Zu den bestimmenden Gründen gegen die Annahme des Solling gehört die Angabe, daß der Ort schließlich wegen der Dürre und Unfruchtbarkeit des Bodens geräumt werden mußte. In einem Waldgebiet wie dem Solling ist das schwer vorstellbar; Hethi lag nach Fürstenberg „in loco deserto" (a. a. O. S. 127), womit vielleicht eine Heidegegend gemeint ist. Jedenfalls deutet der Name Hethi, der ohne Zweifel „Heide" bedeutet, auf die Lage am Rande oder innerhalb einer großen Heide — ‚at Haeþum', so wie Haithabu. Die Mönche also, die dann später nach der mißglückten ersten Klostergründung nach dem heutigen Corvey zogen, dürften sich zunächst in nicht allzu großer Entfernung von Paderborn am Rande der großen „Sin-hêđi", der Heide schlechthin, angesiedelt haben. Ob dieser Ort, der heutige Gutshof Oesterholz war, wie Teudt meint, das wird sich nicht mehr erweisen lassen, obschon manches dafür spricht.

Die deutsche Volksinsel bei Wischau in Mähren

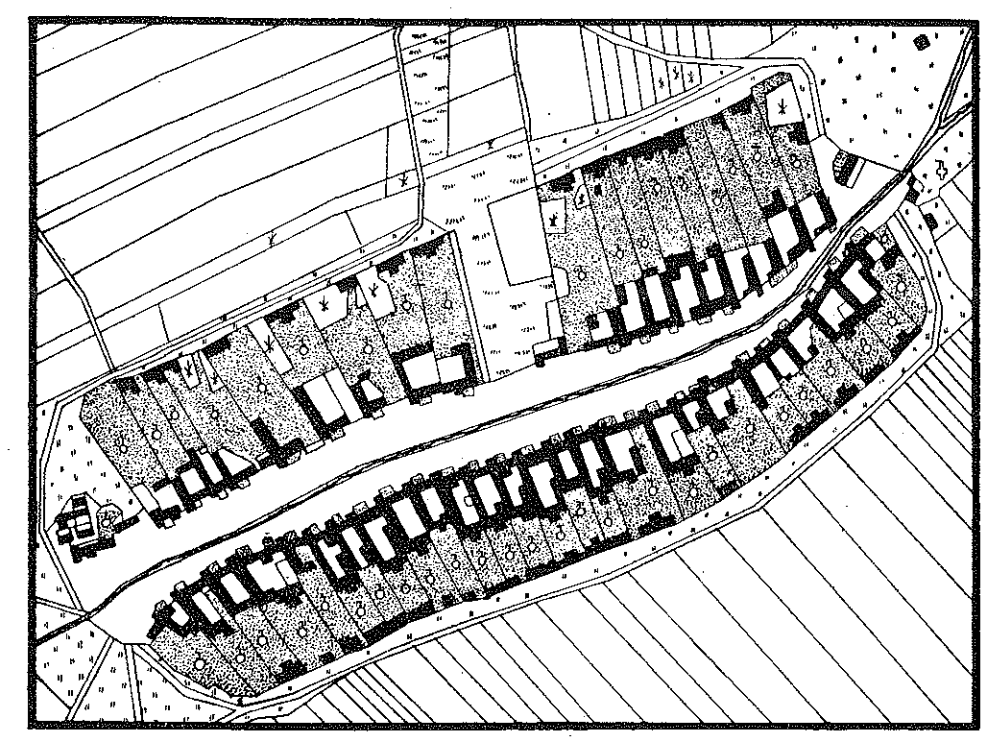
Von Herbert Weinelt

Mähren ist die Brücke zwischen dem schlesischen Raum und der Ostmark, die Pfeiler dieser Brücke sind die deutschen Volksinseln[1]). An der Westgrenze Mährens erstreckt sich von Süden die Neuhaus-Neubistritzer Volkshalbinsel nach Norden, sie liegt zum guten Teil auf böhmischem Boden, wie denn auch die große Iglauer Deutschtumsinsel sich zu beiden Seiten der böhmisch-mährischen Grenze ausdehnt. Von ihrem Nordzipfel ist es nicht weit nach dem einsamen, aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammenden Sprachinseldorf Libinsdorf[2]), und von hier ist der große deutsche Schönhengstgau gut zu erreichen. Dieses deutsche Volkstum um die böhmisch-mährische Höhe ist stammlich stark verschieden: Die Neuhaus-Neubistritzer Volkshalbinsel ist mittelbayrisch, die Iglauer Deutschtumsgruppe vorwiegend nordbayrisch, Libinsdorf dagegen schlesisch, der an den schlesischen Raum unmittelbar anschließende Schönhengstgau vor allem ostfränkisch. Das ist ein Bild, das sehr bezeichnend für die Verhältnisse in den durch die deutsche Rücksiedlung gewonnenen Gebieten ist. Anders liegen die Verhältnisse in der mährischen Mitte, durch die sich eine zweite deutsche Volksinselreihe zieht, denn diese deutschen Vorposten sind vornehmlich durch einen mittelbayrischen Zug von Südmähren bis nach den südschlesischen Gebieten und einen schwächeren schlesischen bis in den Ostzipfel Südmährens entstanden. Nur die kleine Deutsch-Brodek-Wachtler Volksinsel (südöstlich vom Schönhengstgau) ist durch eine spätere Neubesiedlung anders entstanden. Aber in der Olmützer Volksinsel, hart am südschlesischen Gebiet, ist das Dorf Nebotein noch heute der Vorposten des bayrischen Volkstums. Mittelbayrisch sind dann die Brünner Volksinsel und die nordöstlich davon liegende Deutschtumsinsel bei Wischau[3]). Hat die Großstadt Brünn schon stark auf das deutsche Bauerntum

[1]) Zum Gesamtproblem jetzt zusammenfassend Verf., Mähren als Brücke zwischen den schlesischen und bayrischen Stammesgebieten, Volksforschung 4, 1939, Heft 4.

[2]) Verf., Die deutsche Volksinsel Libinsdorf, Schlesisches Jahrbuch für Deutsche Kulturarbeit im gesamtschlesischen Raum 12, 1940.

[3]) Dazu die länderkundlich bestimmte Darstellung von G. Walter, Die deutschen Sprachinseln bei Wischau und Neu-Raußnitz in Mähren und ihre Landschaft, Zeitschrift für Erdkunde, 1937, S. 305 ff.



Katasterplan des Dorfes Lissowitz aus dem Jahre 1826. Nach G. Süssemilch

der Dörfer in seiner Umgebung gewirkt und auch die bedeutende Stadt Olmütz eine ähnliche Wichtigkeit für die deutsche Volksinsel, so fehlt dergleichen bei Wischau. Hier lebt noch ein deutsches Bauerntum in reiner Prägung ohne Einfluß von außen und zugleich in starker Abwehrstellung gegen die fremdvölkische Umgebung. Es ist klar, daß das Fehlen eines deutschen städtischen Mittelpunktes oder doch einer Stadt mit einem wenigstens teilweise deutschen Handwerker- und Kaufmannsstand auch eine sehr große Gefahr für die deutschen Bauernsiedlungen bedeutet. Nun ist freilich die Stadt Wischau noch gar nicht so lange tschechisch. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war Wischau nach zeitgenössischen Berichten noch überwiegend deutsch, trotz zahlenmäßiger Unterlegenheit hatte die Stadt — die heute tschechisch ist! — noch im Jahre 1903 einen deutschen Bürgermeister. Dann liegt noch der Markt Neu-Raußnitz in der Nähe, von dem es 1880 heißt, er hätte ein „rühriges deutsches Kasino"; es scheint bei dieser Nachricht allerdings, daß ein liberaler Schriftsteller deutschsprechende Juden als Deutsche angesehen hat. Das städtische Deutschtum fiel restlos der Vertschechung anheim. Die Erziehung des Bürgers zum „patriotischen Österreicher" hat das Volkstumsbewußtsein eingeschläfert und die Umvolkung seelisch vorbereitet.

Die heutige deutsche Volksinsel bei Wischau ist nur der kümmerliche Rest eines großen mittelmährischen Deutschtumsgebietes[4]). Seit dem ausgehenden Mittelalter läßt sich der Abbröckelungsprozeß verfolgen, dem erst der deutsche Aufbruch des Jahres 1933 ein Halt geboten hat.

Aus dem Mittelpunkt der im Norden der heutigen Volksinsel verlorengegangenen Gruppe von Siedlungen, aus Deutsch-Preußen ist ein wichtiges deutsches Kulturdenkmal auf uns gekommen, ein Waisenbuch, in das bäuerliche Hände in ungelenker Schrift und die Schreiber des Klosters in dem nahen, einst ebenfalls deutschen Dorf Pustimir von 1535 bis 1596 Einträge geschrieben haben[5]). Gegen Schluß machen sich die tschechischen Vermerke immer stärker bemerkbar, es scheint, daß das Deutschtum sich schon mitten in der Umvolkung befand. Die deutschen Eintragungen sind in einer echten mittelbayrischen Mundart geschrieben, die durchaus mit der heutigen Volkssprache der Volksinsel[6]) übereinstimmt, nur etwas mehr mitteldeutschen Einschlag zeigt. Dieser ist offensichtlich im Laufe der Entwicklung weitgehend zurückgedrängt worden, er ist dem siedlungsmäßigen Ausgreifen von Nordmähren gegen Süden einzuordnen.

[4]) Verf., Volkstumsverschiebungen in Mähren und Sudetenschlesien, Auslandsdeutsche Volksforschung 2, 1938, S 324 f.



Aufn. Verf. (4)

Abb. 1. Volkstrachten in Rosternitz, Wischauer Volksinsel ,1939

Die fortschreitende Vertschechung hat die heutige Volksinsel in zwei, nicht unmittelbar zusammenhängende Teile zerrissen, ohne daß dadurch die Einheit der Gruppe zerstört worden wäre und es deshalb unbedingt notwendig ist, von zwei Inseln zu sprechen. Der nordöstliche größere Teil (auch „obere Insel" genannt) besteht aus den fünf Katastralgemeinden Lissowitz, Zwonowitz, Rosternitz, Hobitschau (mit der Ortschaft Tereschau) und Kutscherau. Der kleinere südwestliche Teil (die „untere Insel"), die völkisch stärker gefährdet war, umfaßt die beiden Dörfer Gundrum und Tschechen. Zusammen sind es also sieben Gemeinden. Zur völkischen Entwicklung seien nur die wichtigsten Angaben gemacht. 1880 zählte die gesamte Gruppe 3247 Einwohner, davon waren 2698 oder 83 vH. Deutsche. 1910 bekannten sich von 3467 Einwohnern 3166, das sind 91 vH., als Deutsche. Dann kam der große Rückschlag mit dem Beginn der Tschechenherrschaft. Von 3696 Einwohnern gaben 74 vH. im Jahre 1921 an, Deutsche zu sein. 1930 brachte eine leichte Besserung, unter 3966 Einwohnern bekannten sich 2982 (75 vH.) zum deutschen Volkstum. Der Aufschwung kam besonders den beiden Gemeinden der „unteren Insel" zugute, die 1921 nur mehr 44 vH., 1930 aber wieder 51 vH. Deutsche auswiesen. Die volksbiologische Lage ist nicht schlechter als die der tschechischen Dörfer der Umgebung, die wirtschaftliche Lage kann wegen des durchaus zeitgemäßen landwirtschaftlichen Betriebes als gut bezeichnet werden.

[5]) E. Schwarz, Untersuchungen zur deutschen Sprach- und Volkstumsgeschichte Mittelmährens, Brünn und Leipzig 1939.

[6]) Ders., Sudetendeutsche Sprachräume, München 1935, S. 33 ff.



Abb. 2. Mädchen in Tracht im „Sölder", Rosternitz

Das Deutschtum um Wischau geht bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts zurück und es verdankt einem Vorstoß aus dem östlichen Südmähren, aus der Auspitzer Gegend, sein Entstehen, im Gegensatz zur Brünner Deutschtumsinsel, die ein durch Vertschechung eines schmalen Streifens abgeschnittenes Stück des benachbarten deutschen Südmähren ist. In der Anlage der Siedlungen[7]) zeigt sich kein Unterschied gegenüber der heute und wohl auch schon früher tschechischen Umgebung und dies, weil deutsche Siedelformen auch den nichtdeutschen Volksboden über weite Strecken bestimmend beeinflußt haben. Die Dörfer der Volksinsel sind strenge Plansiedlungen mit einem Anger oder einem Platz[8]). Die Gehöfte sind zu einer festen Zeile zusammengebaut, die Scheunen stehen nicht bei den anderen Bauten, sondern sie bilden den Abschluß des Gartens, der sich hinter dem Hof erstreckt. Nach außen entsteht so ein durchaus geschlossener Eindruck, eine Scheune reiht sich unmittelbar an die andere, Zwischenstücke sind meist mit einer Mauer geschlossen. Das gemahnt etwas an eine bewußt erstrebte Verteidigungseinrichtung, man kann sich gut vorstellen, daß in früheren Zeiten um das Dorf noch ein Graben, ein Palisadenzaun oder mindestens eine dichte Hecke gelegt war. Und wirklich hatte sich in Gundrum bis in die allerletzte Zeit an dem einen Zugang zum Dorf ein regelrechtes Tor befunden.

Durch die geschlossene Dorfform sind die einzelnen Gehöfte in einen festen Rahmen gezwungen, der durch die eng nebeneinanderliegenden Hofstücke vorgeschrieben ist. Diese sind aber doch so breit, daß es trotz aller Tiefenentwicklung nicht zur Ausbildung eines Streckhofes kam. Bei den Altformen der Höfe liegen an der Straße das Vorhaus, daneben die Stube mit einer Kammer, weiter das vollständig unter dem Dachstuhl liegende breite Einfahrtstor, und zum Abschluß die kleine Ausgedingerstube. Es gibt freilich auch etwas andere Gruppierungen, im Prinzip ändert sich daran jedoch nichts. An das Vorhaus schließt dann der lange Quertrakt des Gehöftes an, der gewöhnlich mit einer Kammer beginnt, an die sich dann die

7) G. Süßemilch, Siedlung, Hof und Haus in den deutschen Volksinseln bei Wischau, Deutsch-mähr.-schles. Heimat 23, 1937, S. 297 ff.

8) Süßemilch spricht nur von Angerdörfern. Rosternitz ist aber ein großes Platzdorf.

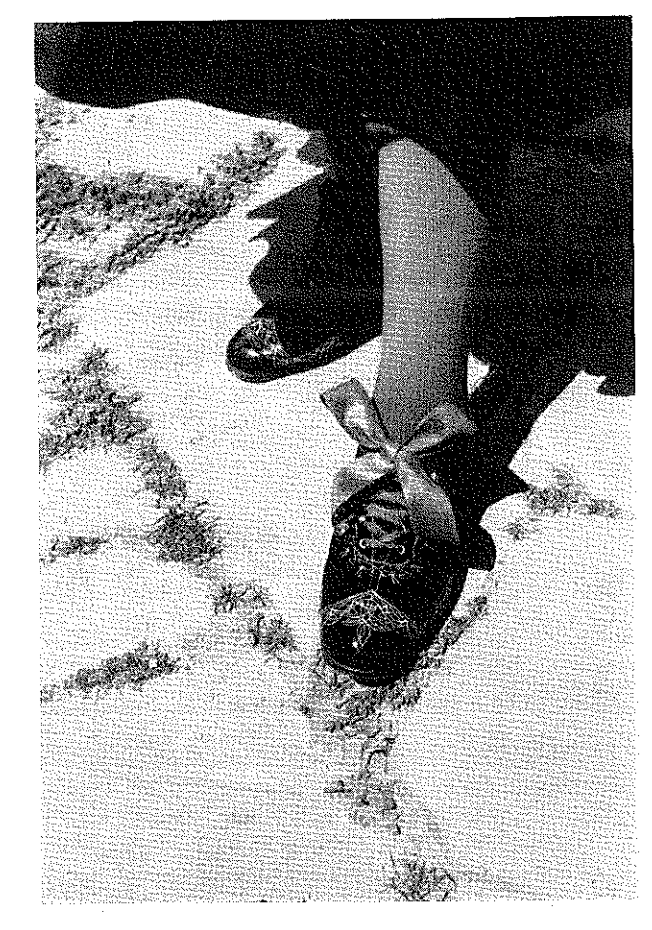


Abb. 3. Schuhe der Volkstracht in Rosternitz, Wischauer Volksinsel

Ställe anschließen. Das Gehöft als solches bildet also durchaus ein Ganzes, die alten Hauseinheiten sind vollständig miteinander verschmolzen. Es ist aber noch zu erkennen, daß nicht das Wohnstallhaus, sondern das Wohnspeicherhaus die Grundlage gebildet hat. Das Gehöft steht mit einer langen Traufenfront zur Straße, nur der bei den älteren Bauten in der Regel noch vorhandene und für das Sprachinselgehöft bezeichnende „Sölder", der einer Giebellaube stark ähnelt, stellt sich mit seinem Giebel zur Straße. Wie die Dorfform so ist auch der Hausbau in die größeren Zusammenhänge des Raumes einzuordnen. Es ist bezeichnend für ein Überschneidungsgebiet westlicher und östlicher Formen, daß — obwohl vom Wohnspeicherhaus auszugehen ist —, ein auf Stelzen stehender Speicher, der mit dem Wohnbau verschmolz, die Grundlage des Sölders gebildet hat; noch heute zeigt das Obergeschoß des Sölders alle echten Merkmale eines Speichers[9]). Auch hier ist die Entwicklung keineswegs auf die Volksinsel beschränkt.

Im weiß übertünchten und daher nicht so auffallenden Kratzputz der Häuser, der ausschließlich von den Frauen angefertigt wird, begegnet sehr oft das Motiv des Lebensbaumes in den verschiedensten Abwandlungen, ferner das Hakenkreuz und das Sonnenrad.

Das Brauchtum im Lebens- und Jahreslauf[10]) zeigt reiche Formen, wenn man von der Ernte absieht. Die Trägerin des Brauchtums ist nicht die Sippe, sondern die Dorfgemeinschaft. Sorgt bei der Hochzeit der „Redmann" für die strenge Befolgung des überlieferten Brauches, so tut ein gleiches beim Leichenbegängnis der „Betvater" und bei der Taufe die heimische Hebamme. Auch beim Brauchtum im Jahreslauf macht sich da und dort noch die Dorfgemeinschaft bzw. noch die einzelnen Verbände bemerkbar. Von der vordem festgefügten Burschenschaft des Dorfes haben sich in einigen Fällen Äußerlichkeiten erhalten, der einstmals bestimmende Einfluß wie auch der straffe Zusammenschluß sind nicht mehr vorhanden. Immerhin

9) B. Schier, Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa, Reichenberg 1932, S. 171.

10) Dazu die (recht ideenlose) Zusammenstellung von G. Jarosch, Brauchtum, Volksglaube und Volkskunst in der deutschen Volksinsel bei Wischau, Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde 14, 1939, S. 127 ff.



Abb. 4. Volkstracht mit Halskrause in Rosternitz

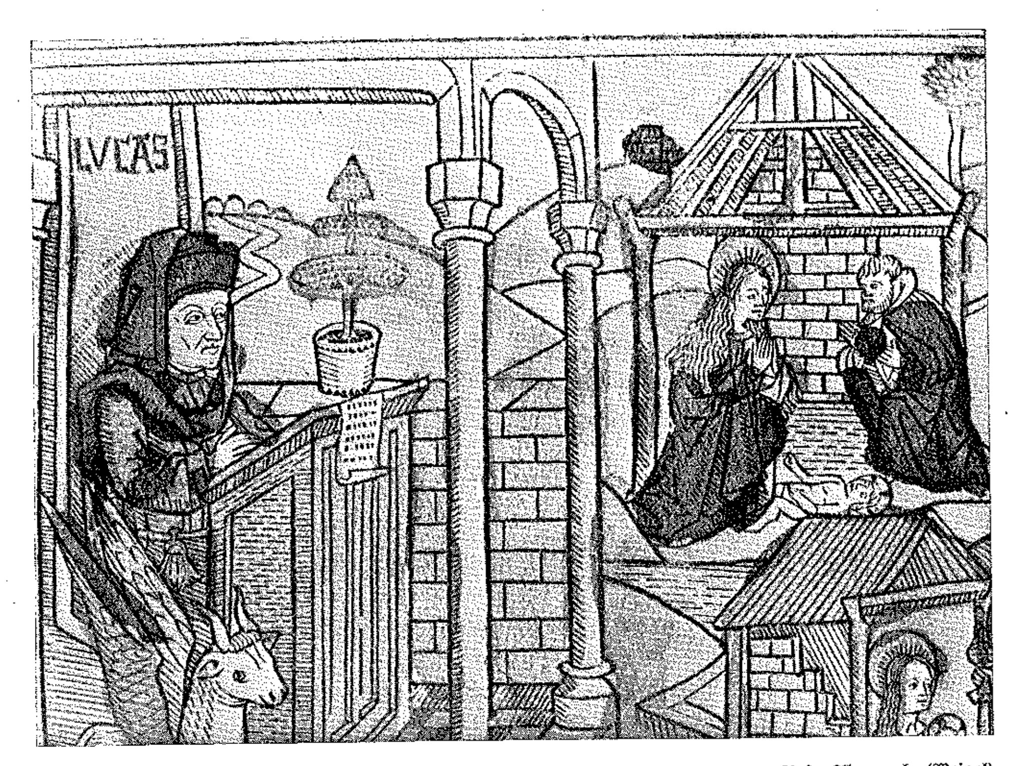
werden in Gundrum und Tschechen jedes Jahr in Anwesenheit des Gemeindevorstehers drei Altburschen gewählt. Die Mädchenschaft macht sich heute noch weniger bemerkbar, die Frauenschaft vor allem bei der Aufnahme einer Neuverheirateten, was am Sonntag nach dem Hochzeitsfest der Fall ist. In Tschechen ist es heute allein noch üblich, daß beim Grenzumgang der Männer am 1. Mai jeden Jahres die jungen Ehemänner in die „Gemeine" aufgenommen werden.

Die Volksinsel ist das einzige Gebiet im ganzen Sudetenraum, in dem die Volkstracht noch wirklich lebt, allerdings nur mehr bei den Frauen; die Männer ziehen die Tracht nur noch bei besonderen Anlässen, weniger solchen des Brauchtums als vielmehr der Volkstumsarbeit an. Das ich zugleich auch ein Beweis für die tatsächliche Wirkung der sudetendeutschen völkischen Schutzarbeit. Wie sehr die Tracht wirklich noch im Leben wurzelt, zeigt sich am besten in der Tatsache, daß junge Mädchen, und nicht nur ältere Frauen, überhaupt nur ihre Tracht (selbstverständlich in verschiedener Ausführung für Werktag und für Sonn- und Feiertage) besitzen und keine andere Kleidung. An der Tracht fällt am meisten die breite gestärkte Halskrause auf. Eine Haube fehlt, es wird ein Kopftuch getragen. Ist dieses wie manches andere Rohmaterial für die Tracht industrielles Erzeugnis, das aus der Stadt Wischau geholt wird, so wird viel Liebe, Sorgfalt und Zeit dem Besticken von Mieder, Schürzengürtel, Schürzenbänder usw. gewidmet. Jedes Stück, auch die Schuhe, zeigen besondere Formen. Sie sind schwarz, reich mit grünem Zwirn ausgenäht und auch die Sohle wird mit einem der Ausnähung oft ähnelnden Preßmuster versehen. Auch kleine Mädchen tragen die Tracht, und es ist ein unvergeßliches Bild, wenn an einem sonnigen Sonntag im Sommer eine Schar kleiner Mädchen in Tracht in dem Gras des Dorfplatzes sitzt, oder wenn die kleinen Mädchen mit dem gefalteten Taschentuch in der Hand ruhig und ernst zur Kirche gehen.

Volksart und Volksschlag sind bayrisch, aber das Volksinselschicksal hat diese Menschen doch besonders geformt. So sehr die Dörfer verkehrsfern liegen und so fest in den fünf Dörfern der sogenannten „oberen Insel" am Althergebrachten festgehalten wird, so aufgeschlossen sind doch auch diese Volksinseldeutschen gegenüber allem, was das Schicksal des deutschen Volkes betrifft. Diese Deutschen auf Vorposten fühlen mehr als die Binnendeutschen, daß es zugleich auch um ihr persönliches Schicksal geht.

Die Fundgrube

Der Dreistufenbaum als Weihnachtsbaum



Aufn. Ahnenerbe (Weigel)

Der Evangelist Lukas mit dem Weihnachtsbäumchen nach der Kölner Bibel des Heinrich Quentel, 1480

In seinen Aufsätzen über „Die Dorflinde als Weltbaum" („Germanien" 1938, S. 388) und „Maibaum, Dorflinde, Weihnachtsbaum" („Germanien" 1938, S. 145) hat Friedrich Mößinger zum erstenmal auf die heute noch mit dem lebendigen Brauchtum verbundenen dreistufigen Bäume hingewiesen, in denen er mit Recht ein Abbild des germanischen Weltbaumes sieht. Wesentlich ist dabei, daß, worauf Otto Huth ebenfalls hinwies, dieser Stufenbaum auch als Weihnachtsbaum nachzuweisen ist. Hierzu sei noch ein wichtiger Beleg nachgetragen. Das vorstehende Bild, das ich Karl Theodor Weigel verdanke, zeigt den Evangelisten Lukas nach der Kölner Bibel des Heinrich Quentel (1480). Auf dem Holzschnitt ist links der Evangelist Lukas in der Tracht eines damaligen Magisters hinter dem Pulte zu sehen; rechts im Hintergrunde ist eine Darstellung der Geburt Christi. Auf der Mauer hinter dem Pulte steht in einem Blumentopf ein dreistufig zugeschnittenes Bäumchen, in dem wir wohl ein Tannenbäumchen sehen können. Offenbar ist dieses Bäumchen mit der Geburt Christi in Verbindung zu bringen, kann also als Weihnachtsbäumchen angesprochen werden. Lukas wird hier als Urheber des Berichtes über die Geburt Christi dargestellt sein, worauf durch die Beigabe des germanischen Weihnachtssinnbildes hingedeutet wird.

J. O. Plassmann

Aus der Landschaft

Die Sonne

Betrachtungen zur Sinnbildkunde

Die Sonne war ein gebräuchliches und beliebtes Sinnbild unserer Vorfahren, die ihr in ihrer Weltanschauung und in ihrem Glauben eine hervorragende Stelle einräumten. Darüber wird es kaum einer Frage bedürfen. Wer in diesem Kriegswinter im Felde stand, wird ermessen können, wie auch wir heute noch im naturnahen Leben auf die Sonne und ihre belebenden Strahlen warteten, was die Sonne für das Leben überhaupt bedeutet.

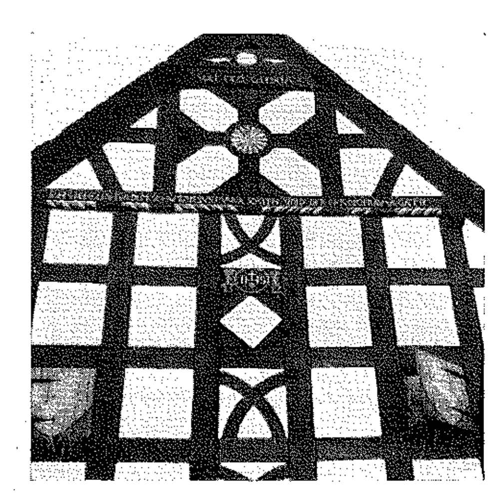


Abb. 1

Ich möchte hier an Hand von acht Bildern, die ich im Juli 1939 im Kreise Olpe in Westfalen aufnahm, einige Gedanken über Erscheinen und Entwicklung des Sinnbildes der Sonne erörtern. Mir scheint, daß dieses Beispiel aufschlußreich für die Methode der Sinnbildforschung ist, wie sie in der Abteilung für Sinnbildkunde in der Forschungs- und Lehrgemeinschaft des Ahnenerbe planmäßig entwickelt wird. Zunächst gebe ich die Bestimmung der Bilder:

Nr. 1: Elspe, Haus Nr. 137 vom Jahre 1756;

Nr. 2: Lenne, Haus Nr. 7 vom Jahre 1754 (der Bauer will das Giebelfeld erhalten und den Heuaufzug, der schon viele Giebel zerstört hat, über die Diele legen lassen. Am Tor dieses Hauses befinden sich zwei Hakenkreuze);

Nr. 3: Frillentrop, Haus Nr. 2, Baujahr 1768;

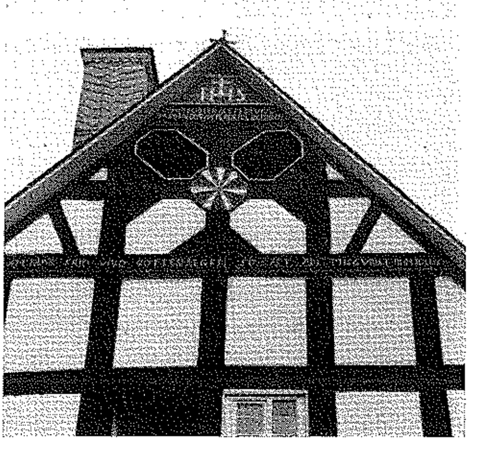


Abb. 2

Nr. 4: Foerde, Haus Nr. 87, im 19. Jahrhundert mit Schiefer bekleidet, vorher Fachwerkgiebel;

Nr. 5: Milchenbach, Haus Nr. 34 von 1816;

Nr. 6: Saalhausen, Haus Nr. 33 von 1781 (Inschrift: Anno 1781 den 25. April haben Jacobus Plencker und Anna Brigitta Vogt von Elbinghoff Eheleuthe dieses Haus zum 2. Mahl aufgebauet);

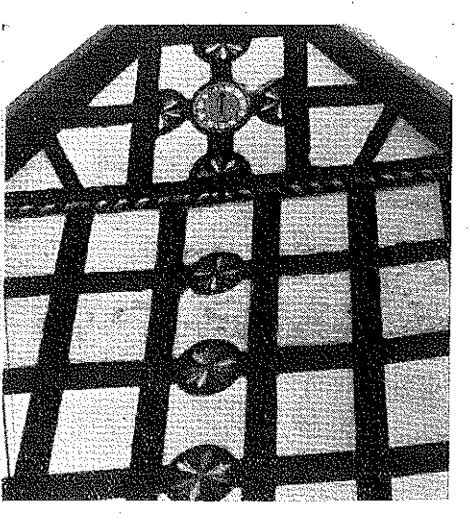


Abb. 3

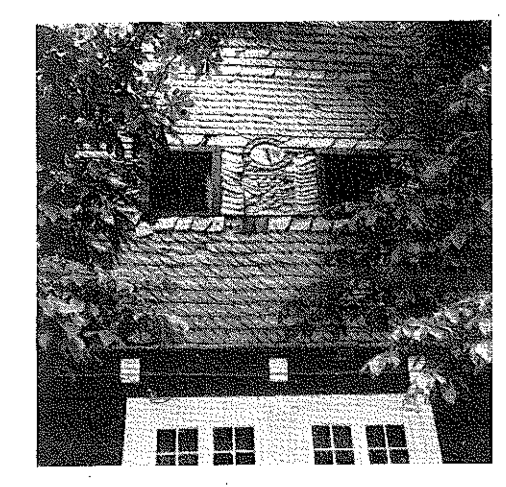


Abb. 4

Nr. 7: Herrntrup, Haus Nr. 8 von 1776;

Nr. 8: Lenhausen, Haus Nr. 17 von 1713.

Es handelt sich in allen Fällen um Bauernhäuser. Die Sinnbilder sind in den eichenen Balken und Brettern eingeschnitzt und dann angestrichen. Für jede Form der hier gezeigten Sinnbilder lassen sich allein aus dem Kreise Olpe leicht weitere Beweise erbringen.

Die Bilder Nr. 1 und 2 zeigen als Form des Sonnensinnbildes die Strahlenscheibe. Diese Form ist weit verbreitet und bis in früheste Zeiten zu belegen. Betrachtungen über die Anzahl der Strahlen werden hier absichtlich ausgelassen. Zu beachten ist der Ort, an dem das Sinnbild erscheint. Es ist das charakteristische Feld im oberen Teil des Fachwerkgiebels. Daß es sich bei dieser Strahlenscheibe wirklich um ein Zeichen für die Sonne handelt, ergeben einmal die Benennungen der Bewohner, zum andern die Uhren auf Bild Nr. 3—6. Ich behaupte, daß die Uhr eine spätere Form des Sinnbildes für die Sonne ist. Der Begriff „später" ist hier als geistesgeschichtliche Entwicklungsperiode zu verstehen, die nicht allein von der Erbauungszeit unserer Häuser abhängig gemacht werden kann. Das Nebeneinander verschiedener Entwicklungsperioden ist in der Volkskunde eine bekannte Tatsache; in der Sinnbildkunde wird sie in besonders starkem Maße zu berücksichtigen sein.

Die Ideogramme der Sonne mit ihrer ursprünglichen Glaubensbedeutung gerieten in Vergessenheit und verfielen schon aus diesem Grunde verschiedenen Abänderungen. Zunächst blieb die Sonne als Zeitmesser für den Bauern von dauernder Bedeutung. Aus dieser Tatsache ergibt sich, daß an Stelle des Ideogramms der Sonne die Uhr trat. Bild Nr. 3

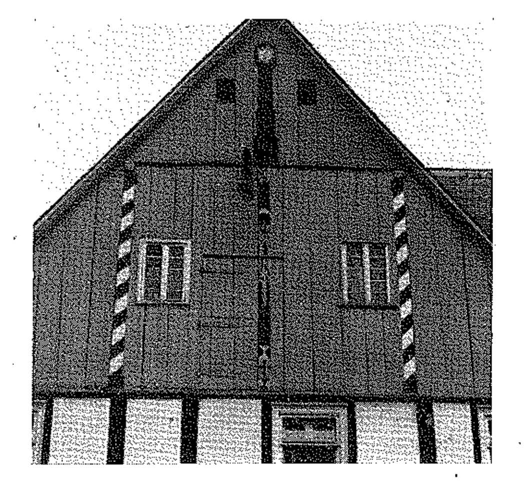


Abb. 5

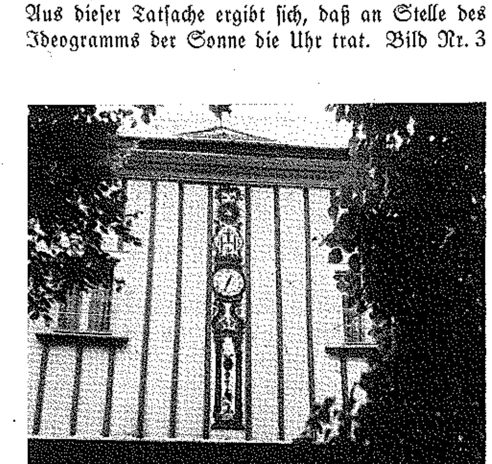


Abb. 6

zeigt diese Ablösung besonders deutlich. Sogar in den Schiefer, der erst später angebracht worden ist, wird, wie Bild Nr. 4 zeigt, eine Uhr gesetzt. Bild Nr. 5 und 6 zeigen Standuhren, wie sie auch heute noch in den Bauernhäusern zu finden sind. Die mühsame und kunstvolle Anfertigung dieser Uhren läßt auf eine alte Überlieferung schließen, die noch mit ihnen verbunden sein muß. Wir haben hier ein klares Beispiel für den viel behandelten und erwogenen Entwicklungsgang des sinnbildlichen Ideogramms des Nordens zu sinnfälligen Zierformen und Gebrauchsgegenständen.

In den Bildern Nr. 7 und 8 stelle ich hinzu zwei christliche Symbole: das „Auge Gottes", ein Dreieck mit Punkt im Strahlenkranz, und das „Herz der Mutter Gottes", ein flammendes Herz, das von einem Schwert durchbohrt ist. Hier haben wir die letzte Form des germanischen Sinnbildes für die Sonne; es ist der Ersatz durch zwei Sinn-

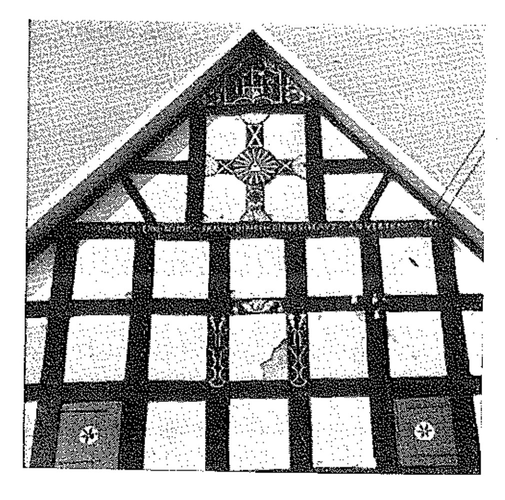


Abb. 7

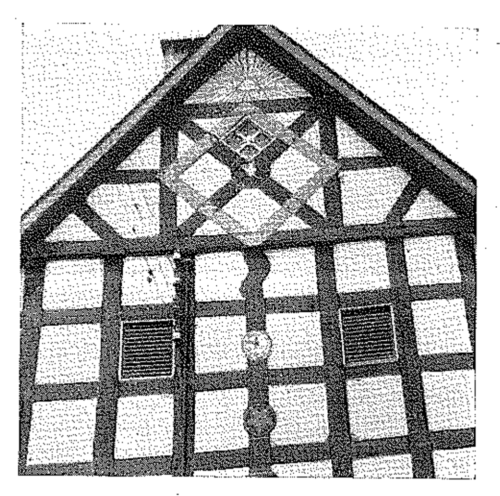


Abb. 8 Aufn. Verf. (8)

bilder ausgesprochen christlichen Glaubensgehaltes. Für die Ablösung sprechen neben analogen Erscheinungen auf anderen Gebieten in unserem Falle besonders die Art und der Ort der Anbringung dieser christlichen Symbole.

Wir haben an Hand unserer Bilder den Weg eines ursprünglichen Ideogramms der Sonne über die konkrete Form der Uhr zum Ersatz durch christliche Symbole aufgezeigt. Für die Methode der Sinnbildforschung ergeben sich zwei Wege: 1. Die Suche nach dem Ersatz sinnbildlicher (abstrakter) Ideogramme, der in sinnfälligen (konkreten) Gebrauchs- und Zierformen gesucht werden muß. Man vergleiche hierzu auch die Erwägungen, daß der Mensch und das Tier als Sinnbild an die Stelle ursprünglich geometrischer Formen getreten sind. 2. Die Suche nach dem Ersatz heidnischer Sinnbilder durch christliche Symbole. Aus dem heute gewußten Glaubensgehalt der christlichen Symbole werden wir auch Schlüsse auf den Charakter des Zeichens ziehen können, das früher an ihrer Stelle stand. So geben diese Beispiele einen lebendigen Beweis für Tatsachen und Möglichkeiten der Sinnbildforschung.

W. Schulte-Beelemann (im Felde)

Die Bücherwaage

Kultur und Rasse. Otto Reche zum 60. Geburtstag. Herausgegeben von M. Hesch und G. Spannaus. München-Berlin 1939, J. F. Lehmanns Verlag. RM. 16,40/18,—.

Entsprechend dem weitverzweigten Forschungsgebiet des berühmten Gelehrten, dessen umfassende Rassenkunde der indogermanischen Völker wir in unserer Zeitschrift bei ihrem Erscheinen gebührend würdigten, ist die Festschrift, die ihm seine Schüler und Freunde zum 60. Geburtstag widmeten, in zwei Hauptabschnitte geteilt. Der erste Teil umfaßt Arbeiten zur Rassenkunde und Vorgeschichte und wird mit einer Abhandlung von M. Hesch über Reche als Rassenforscher eingeleitet; der zweite Teil bringt Arbeiten zur Völkerkunde und Volkstumskunde und wird mit einer Würdigung Otto Reches als Völkerkundler durch G. Spannaus eröffnet. Alle Beiträge hier zu besprechen, ist unmöglich. Es seien daher aus der großen Fülle der Abhandlungen diejenigen hervorgehoben, die unseren Leserkreis besonders angehen. Julius Andree steuert einen wichtigen Beitrag bei über „Mittel- und Westeuropa als älteste Kulturherde der nordischen Rasse"; A. Hellbok betrachtet das staufische Rittertum als „eine Auslese germanischen Bauernblutes"; R. v. Hoff zeigt die „Aufgaben der geschichtlichen Rassenseelenkunde", die noch ein weites Feld zu bearbeiten hat. Frhr. von Richthofen bringt einen Beitrag zur Urslawenfrage, Peter Sachse einen Vorbericht „Zur Siedlungsgeschichte und Anthropologie des obererzgebirgischen Dorfes Satzung"; Rudolf Kötzschke behandelt „Die

Völkertafeln Germaniens in der angelsächsischen Orosius-Bearbeitung". H. Plischke trägt „Völkerkundliches zur Entstehung von Stammes- und Völkernamen" zusammen, um allgemein grundlegende Richtlinien für die Bedeutung dieser Namen zu gewinnen. Dr. Otto Huth

Neue Dialoge zwischen Hylas und Philonous, Gespräche über den Kausalzusammenhang des Bewußtseins und die Grundlagen der transzendentalen Philosophie. Von Hans Alfred Wimmer. Carl Winters Universitätsbuchhandlung Heidelberg 1938. 154 Seiten. RM. 7,—.

Es wird heute viel vom nordischen Geist gesprochen, der sich in den Völkern indogermanischer Herkunft seit dem frühesten Altertum zeigt und bis heute fortlebt. Da ist es an der Zeit, seinen Gedankenwerten und damit seinem Wesen auf den Grund zu gehen. Das ist die Aufgabe der Philosophie. Leider kam diese Wissenschaft im vorigen Jahrhundert auf Irrwege und lief sich dann zu Tode. Auf keinem anderen Gebiete hat der Liberalismus derart verheerend gewirkt. Es sei nur erinnert an den Materialismus eines Karl Marx und die sogenannte Marburger Schule, die u. a. aus den Juden Hermann Cohen, Paul Natorp und Ernst Cassirer bestand.

Sollte vielleicht schon der Ausgangspunkt der modernen Philosophie, die Lehre Kants, an dieser Entwicklung schuld sein?

Wimmer beweist in seinem fesselnd geschriebenen Werk, daß dort ein Fehler liegt, den wiedergutzumachen es höchste Zeit ist. Er knüpft, wie der Titel sagt, unmittelbar an Berkeley (1684 in Irland geboren) an. Die Personen der Gespräche, Hylas (von griechisch hyle = Stoff) und Philonous (= Geistesfreund) erfand dieser Philosoph für einen Dialog, in dem er seine idealistische Denkweise gemeinverständlich darstellte. Es ist sehr reizvoll, zu lesen, wie die beiden in ihrer Unterhaltung die Zusammenhänge des menschlichen Bewußtseins von zwei Seiten her ergründen und dabei die Fehler Kants und des Materialismus vermeiden.

Die Ergebnisse lassen sich zur Erforschung altdeutscher Geisteshaltung und darüber hinaus zum Begreifen der Grundlagen arisch-germanischen Gottglaubens verwerten. Otto Paul

Der Arier und seine Bedeutung für die Gemeinschaft. Von G. Vacher de Lapouge. Frankfurt a. M. 1939, Moritz-Diesterweg-Verlag. 365 Seiten. RM. 12,— bis 14,—.

Es ist sehr erfreulich, daß dieses wichtige Werk der Rassenforschung in deutscher Übersetzung vorgelegt wird. Sie wurde vor Dr. F. Ruttke veranlaßt und von Fräulein K. Erdniß besorgt. Wie im Vorwort gesagt wird, ist das Werk von Lapouge in manchen seiner Anschauungen zwar durch die inzwischen rüstig fortgeschrittene Forschung überholt, aber es verdient die Übertragung als gewissermaßen klassisches Werk der Rassenkunde. Neben Gobineau ist Lapouge der zweitbedeutendste Rassenforscher Frankreichs; es ist begrüßenswert, daß jetzt ein weiterer Leserkreis sich darüber unterrichten kann, wie dieser bedeutende Forscher für uns heute grundsätzliche Einsichten damals bereits vortrug. Der Inhalt des Werkes geht zurück auf Vorlesungen, die Lapouge in den Jahren 1889/90 an der Universität Montpellier hielt. Sie erschienen 1899 unter dem Titel „L'Aryen, son rôle social". Nach der Bestimmung des Begriffes „Arier" und kurzen Einführungen über die körperlichen Merkmale des Ariers handelt Lapouge ausführlich über die Entstehung des Ariers. Dieser Abschnitt ist heute noch besonders lesenswert. Es folgen dann die Kapitel: Die Arier vor der geschichtlichen Zeit; Die geschichtlichen Arier; Das Wesen des Ariers. Die beiden letzten Abschnitte behandeln „Die Bedeutung des Ariers für die Gemeinschaft" und „Die Zukunft des Ariers". Hier geht der Verfasser auch auf die Judenfrage ein. Wenn für eine Neuauflage ein Wunsch bleibt, so ist es der, daß am Schluß kritische Anmerkungen durch die Herausgeber der deutschen Übersetzung angefügt werden, die auf die abweichende Ansicht der heutigen Forschung hinweisen, wo es nötig ist, und auch das neuere Schrifttum zu den behandelnden Fragen kurz angeben. So wäre z. B. S 93, wo das Doggerland als Wiege der Arier bezeichnet und als Name des Doggerlandes „Latham-Ebene" vorgeschlagen wird, auf Knut J. Clement zu verweisen, der vor Lathom dies versunkene Land als Urheimat der Arier bezeichnete (siehe Huth, Janus 1932, S. 8, Anm. 5). Dr. Otto Huth

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt es nie erblicken,
Und wär' in uns nicht Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Goethe

Zwiesprache

Wenn die Kette von Jahresfesten das Leben und Erleben des Germanen auf das engste mit dem All und seinen Gesetzen verband, so war die Feier der *Sommersonnenwende* des Jahres höchste Höhe, und so gehören ihre Sinnbilder zu den ältesten und dauerhaftesten Ueberlieferungen der Germanen und Indogermanen. Das *Sonnenrad* ist eines der verbreitersten und beständigsten heiligen Zeichen des lebensfrohen Glaubens unserer Ahnen, der in so manchen Sinnbildern und Bräuchen noch im Bauerntum unserer Tage lebt. Die *Urformen dieses Sonnenrades* untersucht Friedrich Mößinger im ersten Aufsatz dieses Heftes auf Grund zahlreicher Bildzeugnisse aus dem lebenden Brauchtum und aus der fernen Vergangenheit. Er zeigt dabei Zusammenhänge auf, die das gesamte germanische Volksgebiet umfassen und so ein Zeugnis für die ursprüngliche und bis heute fortdauernde geistige Einheit aller Germanen sind.

Die Dauerhaftigkeit des Sinnbildes umfaßt auch den geistigen Besitz der ostindogermanischen arischen Völker in Indien und Iran, wie Walther Wüst in dem Aufsatz „*Arisches zur Sinnbildforschung*" darlegt. Er weist überzeugend nach, daß wesentliche Sinnbilder, wie das in Abend- und Morgenland verbreitete Dreigesicht, urarischer Geistesbesitz sind, und daß wir in ihnen Zeugnisse des *Sonnenglaubens* sehen müssen, nicht Zeugnisse für eine Mondverehrung, von der die Mondmythologen träumen. Die Beweisführung ist ein Beispiel dafür, wie fruchtbar die vergleichende Untersuchung sinnbildlicher, sprachlicher und schriftlicher Ueberlieferungen werden kann, und wie nur diese zusammenschauende Methode uns aus der Erstarrung der Forschung herauszuführen vermag. — Die uralten Vorstellungen von der Sonnenpforte und Jahrespforte finden heute noch ihren Niederschlag an den *Einfahrts- und Hoftoren mit ihren Sinnzeichen*, an denen M. F. Helmers eine Fülle von Sonnenbildern nachweist. Sie gehören dem gleichen geistigen Reiche an, in dem die alten Isländer lebten, wenn sie sich „in die Hände Gottes befahlen, der die Sonne geschaffen hat", und ähnlich klingt es aus den Sprüchen, mit denen diese Tore geschmückt sind. Ihren Sinn hat der größte deutsche Dichter in die Worte gefaßt: „Das ist wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeine repräsentiert, nicht als Traum oder Schatten, sondern als lebendig-augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen." Das *Sonnenrad* hat an Giebelwänden westfälischer Bauernhäuser eine ganz besondere Entwicklung genommen, wie Werner Schulte zeigt: vielfach ist an die Stelle des Sonnenrades heute eine Uhr getreten. Danach dürfte aus dem achtteiligen Sonnenrad zunächst die achtteilige Sonnenuhr und aus dieser dann die Räderuhr geworden sein.

Im Juni 1740 bestieg Friedrich der Große den preußischen Königsthron, und mit diesem Tage nahm Deutschlands Schicksal jene Wendung zur nationalen und endlich auch zur völkischen Erneuerung, deren Vollendung wir in unseren Tagen erleben. So gewinnt Hans Joachim Mosers Aufsatz über „*Friderizianisches Singen*" besondere Bedeutung. Der große König hat ja durch seine Taten und selbst durch eigene Melodien dem vaterländischen Liede starken Antrieb gegeben, und die Weisen jener Zeit sind bis heute nicht verklungen. Das Soldatenlied jenes großen Krieges gibt ein getreueres Bild vom Denken der Soldaten des Alten Fritz, als die halbgelehrte zeitgenössische Dichtung. So sind auch unserem „friderizianischen Deutschland" diese Lieder so lebensnah, daß ihre Lebensgeschichte uns als ein Stück unmittelbarer Volksgeschichte anspricht.

Die volkskundliche Erschließung des wiedergewonnenen böhmisch-mährischen Deutschtums führt zu Entdeckungen, die besonders in den seit langem durch den Volkstumskampf gehärteten Volksinseln eine erstaunliche Widerstandskraft und Dauerhaftigkeit von germanisch-deutschem Kulturbesitz erkennen lassen. Solch ein zäher Vorposten altdeutschen Bauerntums ist die *Volkstumsinsel von Wischau* in Mähren, aus der Herbert Weinelt, selbst ein Sudetendeutscher, eine Fülle volkskundlicher Dinge berichtet. Hat sich hier altbayrisches Sprachgut in fremder Umgebung zäh erhalten, so führt der *Name der Senne*, der als Truppenübungsplatz bekannten großen westfälischen Heide, zu altsächsischen Sprachzusammenhängen zurück, die einen tiefen Einblick in das Verhältnis des Germanen zu seiner heimischen Urlandschaft gewähren.

Wir haben wiederholt über jene Bäume mit dreifach gestufter Krone berichtet, die als Dorf- und Gerichtsbäume ein Abbild des germanischen Weltenbaumes und damit auch des weihnachtlichen Weltenbaumes sind. Wenn wir heute auf einem Druck von 1480 ein solches *Dreistufenbäumchen* in enger Verbindung mit einer *Weihnachtsdarstellung* zeigen können, so haben wir damit vielleicht die älteste Darstellung des Baumes als Weihnachtssinnbild gefunden.

Pl.

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Anzeigenleiter: Hans Boehm, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7—11. Druck: Georg Koenig, Berlin C 2.



Heft 7 1940 Juli

Deutscher Glaube

Es ist der Glaube der Edleren und Besseren, der die Erde in den Himmel erhebt und den Menschen und das Volk durch die allmächtige Idee zu jeder kühnsten Tat und tapfersten Tugend kräftigt und ermutigt. Denn wenn ihr glaubet und bekennet, daß das Vaterland ein glorreiches, freies, unvergängliches Deutschland sein soll; wenn ihr glaubet und bekennet, daß die Deutschen immer fromme, freie, tapfere und gerechte Männer sein sollen — so wird der Glaube die neue Zeit gebären, und unsere Enkel und Urenkel werden diejenigen als ihre Retter und Erhalter segnen, welche auch in den dunkelsten Tagen nicht verzweifelt haben, daß eine deutsche Morgenröte wieder aufgehen würde. Und wir haben nun die Morgenröte gesehen und wollten in den Nebeln der Frühe verzweifeln, daß die Sonne nicht durchdringen werde?

Ernst Moritz Arndt